Heinrich Döring S. J.

Vom Edelknaben zum Märtyrer

Der selige Johannes de Britto S. J.



Freiburg / Herder

Jesuiten

Lebensbilder großer Gottesstreiter

Herausgegeben von
Konstantin Kempf S.J.

Vom Edelknaben zum Märtyrer

Der selige Johannes de Britto S.J. 1647—1693

Von Heinrich Döring S.J.
Bischof von Puna

Freiburg im Breisgau 1920
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis, Mo.

Vom Edelknaben zum Märtyrer

Der selige Johannes de Britto S.J.
1647—1693

Von

Heinrich Döring S.J.
Bischof von Puna

Mit 6 Bildern und einer Karte



Freiburg im Breisgau 1920
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 2 Iulii 1920

Fritz, Vic. gen.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Zur Einführung.

Jesuiten! Nicht eitle Ruhmsucht oder gar Geringschätzung anderer Verdienste haben dieses Wort an die Spitze einer neuen Sammlung von Lebensbildern gestellt. Als Name nur und als Bezeichnung eines Fähnleins im Heere der Streiter Gottes steht es da.

Jesuiten: Zu ihnen mögen die Büchlein in erster Linie sprechen! Es wäre eine beschämende Unterlassung, würde eine Ordensfamilie das Andenken ihrer Heiligen und Großen nicht in frischem Glanz von Geschlecht zu Geschlecht überliefern. Umschlingt doch alle Glieder, lebend und tot, ein inniges Band, heiliger und fester als Blutsverwandtschaft oder Heimatscholle. Keines Leid, aber auch keines Freud und Glanz geht an dem Herzen des Bruders vorüber. Vor allem aber möchten wir gefördert werden in unserem Streben, würdige Nachfahren dieser großen Gottesstreiter zu werden. Wir Menschen sind nun einmal Sinnenwesen, und da reizt uns jene Tugend stärker zur Nachahmung, die als lebendes Bild vor unsere Augen tritt. Jeder weiß, wie viel er einst in der entscheidenden Berufsstunde den leuchtenden Vorbildern der Ordensheiligen zu verdanken hatte, welch mächtigen Ansporn er noch von ihnen empfängt, frohgemut wie sie dem gleichen erhabenen Ziele entgegenzustreben.

Jesuiten: Auch unsern Freunden und Feinden haben die Großen unseres Ordens viel zu sagen. Vor kurzem ist die Gesellschaft Jesu nach langer Verbannung in das deutsche Vaterland zurückgekehrt. Vielen sind wir etwas rätselhaft. Wohlan, die hervorragendsten Streiter in der Compañía de Jesús wollen hier ihr Visier aufschlagen und ihr wahres Angesicht zeigen.

Wenn irgend jemand, dann sind es jene Großen, die den Geist der Regeln verkörpert haben, die das geworden sind, zu dem der Orden seine Söhne gestalten will. Wer die echten

Jesuiten kennen lernen will, der achte auf die Worte und Taten ihrer Heiligen, der steige hinab in die Tiefe ihres Innenlebens und nahe sich der Glut ihrer Gottesliebe.

Mit dem Leben dieser heiligen Männer ist auch ein großer Teil der Ordensgeschichte verwoben. Alle Zeiten, alle Altersstufen und Klassen, jegliche Art der vielgestaltigen Ordenstätigkeit: Obere, Lehrer, Schriftsteller, Prediger, Heidenmissionäre, Scholastiker, Novizen, Laienbrüder — häufig in führender Stellung — sind hier vertreten.

So mögen denn die schlichten Lebensbilder Einblicke gewähren in das Leben und Wirken der Gesellschaft Jesu. Sie vermögen unserer schwergeprüften Zeit aber noch mehr zu bieten. Die Menschheit ist zusammengebrochen an der übermäßigen Pflege des Diesseitigen. Hier treten uns große Gottesstreiter entgegen, die uns Führer sein wollen zu frisch sprudelnden Quellen geistlicher Kraft, zu reinen Höhen, wo die liebliche Sonne der ewigen Wahrheit alles erhellt und erwärmt. Die Jugend ist es zumal, die solche Bannerträger zum Sieg über Welt und Sünde braucht.

Es ist eine längere Sammlung von Einzelbildern geplant, die in unbestimmten Zeitabschnitten erscheinen sollen. Zur Darstellung kommen in erster Linie solche Jesuiten, die schon auf die Altäre erhoben sind oder für die um diese Ehre nachgesucht wird. Aber auch andern, die durch den Glanz ihrer Tugenden und ihre außergewöhnlichen Leistungen eine Zierde des Ordens waren, soll die Aufnahme nicht verweigert werden.

Die Lebensbilder wollen nicht in wissenschaftlichem Gewande auftreten, aber doch nur bieten, was geschichtlich erwiesen ist und unserem heutigen Wissen von der Vergangenheit entspricht. Gleichwohl werden sie manches bringen, was bis jetzt noch in alten Sammelschreinen verborgen lag.

Ignatiuskolleg, Valkenburg, den 5. Juli 1920.

Konstantin Kempf S. J.

Vorwort.

Die folgenden Blätter bieten ein kurzes Bild vom Leben, Arbeiten und Leiden des sel. Johannes de Britto, eines der hervorragendsten Glaubensboten aus der Gesellschaft Jesu.

Die Hauptquelle für das Werkchen bildete die sehr seltene Lebensgeschichte des Seligen aus der Feder seines Bruders Fernão[1]. Wertvolle Ausbeute lieferten die sog. Litterae annuae oder Jahresbriefe, die von den Obern an den Ordensgeneral in Rom gesandt wurden. P. Bertrand S. J. hat die meisten noch vorhandenen Jahresbriefe, soweit sie die Mission von Madura betreffen, herausgegeben[2]. Auch die Seligsprechungsakten und Briefe von Missionären, wie sie im „Weltbott", den ersten deutschen Missionsblättern aus dem 18. Jahrhundert, und in den Lettres edifiantes, einer Sammlung von Briefen aus den Missionen, veröffentlicht sind, wurden benutzt. Außerdem konnten viele noch nicht gedruckte Briefe und Aufzeichnungen, die sich im Besitz der Gesellschaft Jesu befinden, verwertet werden.

Im Jahre 1853 erschien in französischer Sprache ein Leben des sel. de Britto von P. Prat S. J.[3], das von

---

[1] Historia do nascimento, vida e martyrio do João de Britto da Companhia de Jesus, martyr da Asia e protomartyr da Missão do Madure, Coimbra 1722.

[2] J. Bertrand S. J., La Mission du Maduré d'après des documents inédits, Paris 1850.

[3] Histoire du bienheureux Jean de Britto . . ., Bruxelles 1853.

Dr. Bittner ins Deutsche übersetzt wurde. P. Prat konnte das umfangreiche Werk P. Francos über die im Noviziatshaus zu Lissabon ausgebildeten Jesuiten, das uns nicht zugänglich war, benutzen.

In unsern Tagen, wo trotz der Schwere der Zeit das Missionsinteresse herrlich gewachsen ist, dürfte das Lebensbild des großen Missionärs besonders willkommen sein.

Ignatiuskolleg, Valkenburg, den 5. Juli 1920.

Heinrich Döring S. J.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Erstes Kapitel.

Elternhaus und Königshof. 1647—1662.

Mit dem ausgehenden Mittelalter war für das kleine Portugal eine Zeit hoher Blüte angebrochen. Die Eroberungen in Afrika, die Ausdehnung des portugiesischen Handels bis in den fernsten Osten sowie die Gründung von kolonialen Niederlassungen an den Küsten Vorderindiens und auf den Inseln Hinterindiens hatten große Schätze ins Mutterland gebracht und den Tatendrang und Unternehmungsgeist des Volkes stark gehoben. Mit den Entdeckern und Kaufleuten zogen mutige Apostel in großer Zahl hinaus und machten die Plätze, wo die portugiesische Flagge aufgepflanzt war, zu Stützpunkten für die Ausbreitung des Reiches Christi. Die Könige förderten die Missionstätigkeit in ausgiebiger Weise. Ein Niedergang setzte ein, als 1580 Portugal an Spanien angegliedert wurde und seine Selbständigkeit einbüßte. Die neue spanische Regierung war um die Kolonien, die es mit Portugal überkommen hatte, wenig besorgt; manche portugiesische Besitzungen in Ost- und Westindien gingen an die Holländer verloren. „Im Lande selbst verkümmerten die Kaufleute; den Handwerkern fehlte es an Arbeit, dem Adel an Beschäftigung; drückender wurden die Abgaben; die Vizekönige führten ein willkürliches Regiment.“[1]

Die allgemeine Zerrüttung der Verhältnisse führte 1640 zu einer Erhebung gegen die spanische Herrschaft. Der

---

[1] v. Weiß, Weltgeschichte IX[3], Graz u. Leipzig 1895, 381.

Herzog Johann von Braganza, der ein Anrecht auf die portugiesische Krone beanspruchte, wurde von den Großen des Landes angegangen und gedrängt, den Königstitel anzunehmen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Unter dem Jubel des Volkes zog er in die Hauptstadt Lissabon ein und ließ sich dort am 15. Dezember 1640 zum König krönen. Wohl machte Spanien, selbst noch unter Johanns Nachfolger, Anstrengungen, wieder in den Besitz Portugals zu gelangen, aber umsonst; das Haus Braganza behauptete den Thron. Unterstützt durch seine tatkräftige Gemahlin, Aloisia Guzman, arbeitete Johann IV. mit Klugheit und Güte rastlos an der Hebung des Landes und der ihm noch verbliebenen Kolonien. Sehr lag ihm die weitere Ausbreitung des wahren Glaubens in den überseeischen Gebieten am Herzen. Der Orden der Gesellschaft Jesu, der die meisten Missionäre stellte[1] und in den Missionen Außerordentliches leistete, erfreute sich des besondern Wohlwollens des Königs. Johann IV. kannte die Gesellschaft Jesu von Villa Viçosa, dem Stammsitz seines herzoglichen Hauses, her, wo sein Vater, Theodosius von Braganza, im Jahre 1601 ein Profeßhaus des Ordens gegründet hatte. Seitdem er den Königsthron bestiegen, unterstützte er die Missionsbestrebungen der Jesuiten aufs kräftigste. „Die geldliche Beihilfe für ihre Missionen in Indien, China und Japan, die von früheren Königen gewährt, von den letzten indischen Vizekönigen aber zurückgehalten war, sicherte er

[1] Die portugiesische Ordensprovinz entsandte von 1551 bis 1640 nicht weniger als 550 Glaubensboten nach Indien, China und Japan und mehr als 150 nach Brasilien. Siehe die Verzeichnisse bei P. Franco, Synopsis annalium Societatis Iesu in Lusitania ab anno 1540 usque ad annum 1725, Augustae Vindelicorum 1726.

ihnen durch einen königlichen Erlaß für die Zukunft, solange die Mission derselben benötige."[1]

In hohem Ansehen am Königshof und im Land stand das edle Geschlecht der de Brittos. Seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts hatten diese am Hof der Herzoge von Braganza ununterbrochen treuen Dienst geleistet. Was sie besonders auszeichnete, war Tapferkeit und hochherziger Mut. Ein Fernão de Britto, Urgroßvater unseres Seligen, kämpfte unter seinem Herzog im Heere des Königs Sebastian gegen die Mauren und fiel an der Seite des Königs in der unheilvollen blutigen Schlacht bei Alkazar (1578). Christobal de Britto, ein Vetter des Seligen, stritt erfolgreich gegen die Spanier bei der Verteidigung der Feste Villa Viçosa und in der siegreichen Schlacht bei Montes Claros (1665), ein anderer Christobal de Britto, Johanns ältester Bruder, hatte zwei Jahre früher (1663) in heldenmütigem Kampfe gegen die Spanier bei Amexial an der Spitze seines Fähnleins das Leben gelassen. Diesen hervorstechenden Zug der de Brittos, hochherzigen Mut, werden wir auch in Johannes de Britto stark ausgeprägt finden.

Als der Herzog Johann von Braganza zum König ausgerufen war (1640), folgte sein Kammerherr Fernão de Britto ihm nach Lissabon; auch dessen jüngerer Bruder Salvador, der Oberstallmeister des Königs, siedelte mit dem Hof nach der Landeshauptstadt über.

Salvador war vermählt mit Donna Beatrix aus der altadligen Familie der Pereiras. Aus der Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter. Die Tochter, Luise Maria, heiratete den Grafen von Pinheiro. Der älteste Sohn war

[1] Ebd. 314.

der schon erwähnte Christobal, der zweite, Fernão, wurde nach Christobals Tode der Stammhalter des Hauses. Ihm verdanken wir ein mit rührender Liebe geschriebenes Leben seines Bruders Johannes, für das er sehr sorgfältig nicht nur aus seiner eigenen Erinnerung, sondern auch aus den Archiven der Ordenshäuser in Rom und in Portugal geschöpft hat.

Johannes, der jüngste Sohn, wurde am 1. März 1647 zu Lissabon geboren. Kaum zur Welt gekommen, schwebte er in solcher Lebensgefahr, daß man die Spendung der heiligen Taufe nicht verschieben durfte; am selben Tage noch erhielt er die Nottaufe. Die Zeremonien wurden, nachdem die Gefahr vorüber war, am 29. März in der Kirche zum hl. Andreas nachgeholt.

Bald nach der Geburt seines jüngsten Sohnes mußte Salvador die Heimat verlassen; der König hatte ihn zum Lohn für die seinem Hause geleisteten Dienste zum Statthalter in Brasilien ernannt. Er reiste dorthin, starb aber schon im Jahre 1650 in Rio de Janeiro, fern von seiner Familie. Das war ein schwerer Schlag für Donna Beatrix; ihr allein lag nun die Sorge für die Erziehung der Kinder ob. Sie war eine edle Frau. Fernão bezeugt von ihr, daß sie sich zeitlebens durch einen starken Glauben und durch ein christliches Tugendleben ausgezeichnet habe; sie sei eine Mutter gewesen, würdig ihres Märtyrersohnes Johannes[1].

Mit Umsicht und Liebe leitete Donna Beatrix selber den ersten Unterricht ihrer Kinder. Johannes stand ihrem Mutterherzen besonders nahe. Er war ein sanftes, gefühlvolles

[1] Fernão de Britto, história do nascimento, vida e martyrio do veneravel P. João de Britto 3.

Kind, und doch willensstark und fest. Fernão rühmt vor allem sein edles und frommes Herz und seine Begeisterung für alles Gute. Die Mutter hegte schon damals den stillen Wunsch, ihr Jüngster möchte sich dem Dienste Gottes in einem Orden weihen.

Nicht lange sollte Johannes im Elternhaus bleiben. Kaum neun Jahre alt, kam er mit seinen Brüdern als Edelknabe an den königlichen Hof. Theodosius, der Thronerbe, gleich ausgezeichnet durch natürliche Begabung wie durch Frömmigkeit und Tugend, war 1653 im Alter von 16 Jahren gestorben. Der zweitälteste Sohn des Königs, der nachmalige König Alfonso VI., zeigte schon früh sehr schlimme Anlagen; böse Freunde beherrschten ihn und drängten ihn auf zügellose Bahnen, so daß der König Johannes ernstlich daran dachte, ihn von der Thronfolge auszuschließen, und den jüngsten Sohn Pedro als seinen Nachfolger auf den Königsthron in Aussicht nahm. Dessen Ausbildung wandte er darum die größte Sorgfalt zu. Er umgab ihn mit einer Anzahl braver, gleichaltriger Edelknaben aus den ersten Familien des Landes, die, mit Umsicht ausgewählt, mit ihm im königlichen Palast erzogen werden sollten. Auch Johannes de Britto und seine beiden Brüder wurden als Edelknaben an den Hof berufen. Nun begann ein neues Leben für unsern Johannes. Wohl herrschten im allgemeinen Zucht und gute Sitte im portugiesischen Königspalast, aber die Edelknaben mußten doch vieles sehen und hören, was verderblich wirken konnte. Es gab manche Zerstreuungen, die von ernster Arbeit ablenkten. Es fehlte dem frommen Knaben das Auge und die liebevolle Leitung der Mutter. Trotzdem brachte ihm das Hofleben keinen Schaden. Er blieb, wie er im Elternhause gewesen, fromm und eifrig im

Gebet und in den andern religiösen Übungen, rührig und fleißig im Studium. Sein Ernst und seine Bescheidenheit wollten manchmal ausgelassenen Edelknaben nicht gefallen; er mußte manche neckende und harte Bemerkung über sich ergehen lassen. Aber diesen kleinen Ärgernissen setzte er geduldigen Ernst entgegen. Das brachte ihm schon damals den Beinamen des Märtyrers ein. Es scheint, die Edelknaben besuchten mit dem Infanten Don Pedro das St.-Antonius-Kolleg, die große Studienanstalt in Lissabon, die von den Vätern der Gesellschaft Jesu geleitet wurde.

Als Johannes zwei Jahre am Königshof verweilt hatte, befiel ihn eine schwere Krankheit. Wir wissen nicht, ob er zur Pflege ins elterliche Haus zurückgebracht wurde oder im Palast verblieb; jedenfalls stand seine Mutter ihrem Liebling mit mütterlicher Sorge bei und wich nicht von seinem Krankenbett. Damals schon genoß der große Apostel Indiens, der hl. Franz Xaver, bei den Portugiesen hohes Ansehen. Mutter und Kind nahmen in heißem Gebet zu ihm ihre Zuflucht. Die Mutter versprach dem Heiligen, Johannes solle, wenn er gesunde, ein Jahr lang das Kleid der Ordensbrüder des Heiligen tragen[1].

[1] Solche Gelübde waren in damaliger Zeit nicht selten. P. Franco (Fernão de Britto etc. 8) berichtet mehrere Fälle; u. a., daß im Jahre 1647, als der vierjährige Infant Don Alfonso schwer krank daniederlag, seine Mutter, die Königin, eine Verwandte des hl. Franz Borgia, ihren Sohn diesem Heiligen empfahl und gelobte, Alfonso solle ein Jahr lang das Kleid der Jesuiten tragen, wenn er gesund werde. Das Kind genas, und das Versprechen wurde getreu eingelöst. Alfonso erschien in der Ordenstracht. Sogleich ließen nun auch die Frauen aus den edelsten Familien Lissabons ihre Kleinen, die Gespielen des Infanten, das Kleid der Jesuiten anlegen, und der Königshof, fügt P. Franco hinzu, glich einem Noviziatshause des Ordens (Franco a. a. O. 291).

Johannes genas von seiner schweren Krankheit und schrieb die plötzliche Heilung der Fürbitte des hl. Franz Xaver zu. Seitdem erschien er ein Jahr lang im Palast wie in der Schule angetan mit einem schwarzseidenen Talar, einem Zingulum und einem Birett. Man nannte ihn bei Hofe nur noch „Apostolinho", den kleinen Apostel. (Apostel wurden damals die Väter aus dem Jesuitenorden mit Vorliebe genannt.) War das eine Vorbedeutung? Langsam und leise scheint von dieser Zeit an der Gedanke und der Wunsch, dieses Kleid für immer zu tragen, in seiner Seele gereift zu sein. Mehr zog er sich zu stillem Verkehr mit seinem Heiland im Gebet zurück, wenn er es unbemerkt tun konnte. Seine Bescheidenheit wurde größer, tiefer senkte sich in sein kindliches Herz die Liebe zum Heiland und das Verlangen, ganz für ihn zu leben und zu arbeiten im Ordensstande. Ein starkes Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Franz Xaver und ein großes Verlangen, ihm nachzueifern, schlug mehr und mehr Wurzel in seiner edlen Kindesseele.

In der Kirche des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu, die dem hl. Rochus geweiht war, fand seit 1609 jedes Jahr in den Fastnachtstagen mit großem Gepränge die Feier des vierzigstündigen Gebetes statt. Am dritten Tag wurde eine Prozession abgehalten, bei der, wie P. Franco[1] berichtet, der König und die Großen des Reiches den Baldachin trugen, unter dem der Priester mit dem heiligsten Sakrament einherschritt. Auch im Jahre 1659 nahm der ganze königliche Hof mit Prinzen und Edelknaben an der Prozession teil. Johannes mußte den Infanten Don Pedro begleiten. Er ging in der Ordenstracht mit dem Zuge bis zum Altar der

[1] Ebd. 198.

Kirche, dann entfernte er sich unter dem Vorwande, er trage ja nicht die Kleidung der Edelknaben, und begab sich in die Sakristei. Hier warf er einen Mantel um, nahm eine brennende Kerze in die Hand und reihte sich unter die Novizen, die zur Teilnahme an der Prozession bereit standen. — Nach Ablauf des Jahres erschien er wieder in der Tracht der Edelknaben: doch in seinem Herzen wurde der Wunsch, sich im Ordensleben ganz Gott zu weihen, immer lebendiger. Als er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, eröffnete er sein Verlangen dem P. Michael Tinoco, einem Mann von erprobter Klugheit und Heiligkeit, der damals die transtaganische Ordensprovinz, zu der die Häuser in Lissabon gehörten, leitete [1]. Dieser trug kein Bedenken, dem jungen Edelknaben die Aufnahme in die Gesellschaft zu gewähren; er sprach jedoch die Befürchtung aus, die Mutter und der königliche Hof würden Einwände und Schwierigkeiten erheben. Johannes wandte sich zuerst an seine Mutter. Nach dem Bericht des Bruders Fernão redete er sie also an: „Meine Mutter und Herrin! Dir verdanke ich mein Leben, du hast es mir geschenkt; aber noch eine andere Wohltat muß ich dir zuschreiben, meinen Beruf zum Ordensstand. Gott hat sich deiner bedient, mir diesen Beruf zu geben. Als ich nämlich krank war, ohne jede Hoffnung, wieder zu genesen, habe ich mich an den hl. Franz Xaver gewandt und ihn gebeten, mir von Gott die Gesundheit zu erlangen. Meine Bitte wurde nicht erhört;

[1] Im Jahre 1653 war die portugiesische Provinz in zwei Provinzen geteilt worden; die nördliche behielt den alten Namen, portugiesische Provinz, bei, die südliche erhielt den Namen transtaganische Provinz. Im Jahre 1665 wurden beide wieder zu einer Provinz vereinigt.

dann hast du deine Gebete mit den meinen vereinigt und das Versprechen gemacht, mich ein Jahr lang das Ordenskleid der Gesellschaft Jesu tragen zu lassen; und alsbald wurde ich gesund. Ich trug das Kleid; da entstand in mir das Verlangen, es für immer tragen zu dürfen. Dieser Wunsch ist in meinem Herzen geblieben; ich habe um Aufnahme in den Orden nachgesucht und dieselbe erhalten. Dir verdanke ich meinen Beruf; denn er hat seinen Grund in der treuen Erfüllung des Gelübdes, das du während meiner Krankheit dem hl. Franz Xaver gemacht hast. Nun bitte ich dich um deine Einwilligung. Franz Xaver ruft mich; es ist billig, daß ich diesem Rufe folge. Nimm du teil an meinem Opfer; befiehl mir, es zu bringen, damit ich mit der Hingabe meiner selbst das Verdienst des Gehorsams verbinde."[1] Beatrix war von diesen edlen Worten gerührt. Sie gestand ihrem Liebling, daß sie ihn gern Gott zum Opfer bringen wolle. Schon lange habe sie den Wunsch gehegt, er möge sich dem Ordensstande weihen; nur habe sie die Befürchtung, seine Gesundheit sei nicht stark genug, die langen Studien und die schweren Arbeiten, die er im Jesuitenorden übernehmen müsse, auszuhalten. Johannes wußte ihr alle Bedenken zu nehmen. „Beruhige dich, Mutter", sagte er, „der Herr ruft mich; ich muß gehorchen; überlassen wir es ihm, mir die Kräfte zu geben, deren ich bedarf."

Nun war noch die Zustimmung der königlichen Familie einzuholen; doch Johannes wartete mit einer Aussprache bis zum Ende des Jahres 1662. Inzwischen blieb er am Hof des Infanten Pedro und setzte eifrig seine Studien fort. Die Königin-Mutter, die seit dem Tode des Königs

---

[1] Fernão de Britto etc. 11.

Johann IV. bis vor kurzem an Stelle ihres älteren Sohnes, des damaligen Königs Alfonso, die Regentschaft geführt hatte, empfand es sehr schmerzlich, daß ihr Liebling, Don Pedro, des heilsamen Einflusses entbehren sollte, den der junge de Britto auf ihn ausgeübt hatte. Vor allem wurde es dem edlen Don Pedro schwer, sich von dem Edelknaben, der ihm der liebste von allen Gespielen war, zu trennen. Mutter und Sohn bemühten sich, Johannes von seinem Vorhaben abzubringen; aber er ließ sich nicht wankend machen. Mit beredten Worten wußte er seine Sache so gut zu vertreten, daß die Königin und Don Pedro von ihrem Widerstande abließen.

Am 17. Dezember 1662 nahm Johannes mit rührender Liebe und kindlicher Zärtlichkeit von seiner guten Mutter Abschied und begab sich mit seinen Brüdern Christobal und Fernão, die ihm bis zur Pforte das Geleit gaben, zum Noviziatshaus in Lissabon.

Engelrein hatte Johannes sein Herz in der Welt bewahrt; einen großmütigen, zu allen Opfern bereiten Sinn brachte er in den Orden mit. Von einem solchen Novizen durfte man Großes erwarten; er besaß alle Vorbedingungen wahren Fortschritts und echter Heiligkeit.

Zweites Kapitel.

Zu Loyolas Fahne. 1662—1673.

Das Noviziat der portugiesischen Ordensprovinz hatte erst im Jahre 1619 ein festes Heim in Lissabon erhalten; bis dahin waren die Novizen meist in den Studienhäusern von Evora und Coimbra untergebracht worden. Beim Eintritt unseres Johannes versah ein Irländer,

P. Franz Vittus, das Amt des Novizenmeisters und wohl auch des Rektors des Hauses, ein Mann von großer Tugend und nicht gewöhnlicher Klugheit, ganz geeignet, den jungen Ordensnachwuchs in das religiöse Leben einzuführen. Mit freudigem Herzen trat Johannes in die erste Prüfungszeit, die der Anlegung des Ordenskleides voranzugehen pflegt. Er reinigte in den Exerzitien, die diese Zeit ausfüllten, seine Seele von den Makeln, die ihr noch anhafteten, festigte seinen Beruf und nährte seinen Eifer am Leben und Leiden des Erlösers. Ganz glücklich war er am heiligen Weihnachtsfest, als er das Ordenskleid empfing und der Schar der Novizen zugesellt wurde. Nun wollte er ein guter und heiliger Ordensmann werden. Vor dem Auge seiner Seele stand als leuchtendes Vorbild der Heilige, den er zeitlebens besonders verehrt hatte, der hl. Franz Xaver; ihm gleich wollte er ein seeleneifriger und heiliger Apostel im Heidenland werden. Schon damals ging sein Denken und Sinnen auf die Missionen in den Heidenländern. Im Noviziat bestand eine schöne, kindlich fromme Sitte. Die Novizen pflegten sich in den Weihnachtstagen vor einer Krippe zu versammeln, und jeder legte dort ein Briefchen nieder, in dem er aufgeschrieben, was er sich vom Jesuskind besonders wünsche. Was das Briefchen unseres Novizen enthielt, wissen wir nicht; aber wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, er habe sich Apostelgeist vom Heiland erbeten. Auf die äußere Seite des Briefes hatte er die Worte geschrieben: Porte a missão do Japão[1] oder nach P. Franco[2]: Portorium Japonia, als Bestellgeld für

---

[1] Franco, Fernão de Britto etc. 18.

[2] Annus gloriosus Societatis Iesu in Lusitania, Viennae Austr. 1720.

den Brief möchte er vom Christkind die Mission von Japan[1]. Vielleicht bat er gerade um diese, weil er in Japan am ehesten Gelegenheit zu finden hoffte, der Märtyrerkrone teilhaftig zu werden.

Nun begannen die Übungen und Prüfungen des zweijährigen Noviziatslebens, die alle darauf abzielten, das Herz mehr und mehr von der ungeordneten Welt- und Selbstliebe zu lösen und das ganze Wollen auf Gott und seine Ehre hinzurichten. Johannes brauchte nicht, wie er selbst gestand, von vorn zu beginnen; ein gutes Stück Noviziat hatte er schon am Hof des Infanten durchgemacht; dort war manche Gelegenheit zur Selbstüberwindung und zu Opfern an ihn herangetreten. In den Noviziaten der Gesellschaft Jesu bestand damals, wie auch jetzt noch mancherorts, die Sitte, daß die Novizen einige Zeit in einem Krankenhaus sich dem Dienst der Kranken widmeten. Das gab viel Anlaß zur Übung der Geduld und Abtötung. Auch an den früheren Edelknaben kam die Reihe. Ein Kranker, dessen Pflege ihm übertragen war, zeigte sich sehr mürrisch und ungeduldig; keiner konnte es ihm recht machen; jeden Liebesdienst lohnte er mit Vorwürfen und Beleidigungen. Johannes begegnete ihm trotz allem mit stets gleicher Liebe. Das besiegte sein hartes Herz; er wurde lenksam und geduldig. Mit Tränen in den Augen bat er um Verzeihung.

Auch im Noviziatshaus bediente Johannes mit Freude die Kranken. Eines Tages kam der Infant Pedro ins Noviziat, hauptsächlich, um den jungen de Britto zu sprechen.

---

[1] Diese Deutung scheint uns die richtige zu sein. Es geht nicht an, zu übersetzen, wie P. Prat (Histoire du bienheureux Jean de Britto, Bruxelles 1853) es tat: Durch die Mission von Japan.

Dieser war lange nicht zu finden; endlich traf man ihn bei einem kranken Hausdiener, dessen Pflege er mit der Genehmigung der Obern übernommen hatte. Er kam ins Sprechzimmer, wo Don Pedro auf ihn wartete. Der Prinz war sehr erbaut, als er hörte, wo man den Novizen gefunden, und sagte: „Ich freue mich, daß du im Dienst deines neuen Herrn so eifrig tätig bist; er wird dir sicher einen größeren Lohn geben, als du dir hättest versprechen können, wenn du in meinem Dienst geblieben wärst.“ [1]

Die zwei Jahre der Prüfung gingen zu Ende. Der Novize hatte sich bewährt. Der Novizenmeister konnte voll des Lobes von ihm sagen, sein Eifer und Fortschritt sei allen zur Erbauung und zum Beispiel gewesen. Trotz seiner Jugend habe er eine solche Reife gezeigt, daß er ein Lehrer im geistlichen Leben hätte sein können. Am Ende des Noviziats weihte sich Johannes durch die Gelübde ganz Gott und seinem Beruf (Dezember 1664).

Dann folgten lange Jahre ernsten Studiums. Durch dieses mußte für die apostolische Tätigkeit die feste Grundlage gelegt werden. Zuerst sandten die Obern den jungen Scholastiker [2] nach Evora, einer kleinen Universitätsstadt, östlich von Lissabon, im südwestlichen Teile Portugals gelegen. Hier widmete er sich dem Studium der alten Literatur und Beredsamkeit. Sei es nun, daß er sich zu sehr dem Studium hingab, oder daß das inländische Klima ihm weniger zusagte, er wurde krank und mußte die Studien unterbrechen. Kaum genesen, begann er wieder

---

[1] J. Bertrand S. J., La Mission du Maduré I, Paris 1850, 409.

[2] So werden die jungen Ordensmitglieder genannt, solange sie ihre Studien nicht beendet haben.

zu arbeiten wie vorher; aber er hatte seinen Kräften zuviel zugetraut; es zeigten sich Anzeichen eines Lungenleidens, die nicht unbedenklich schienen. Man hoffte, das Klima von Coimbra, der an der Meeresküste gelegenen Universitätsstadt, werde dem Ordensmann zuträglicher sein. Gegen das Ende des Jahres 1666 siedelte er dorthin über. In Coimbra begann er seine philosophischen Studien und führte sie mit bestem Erfolge zu Ende. Ein später (1677) an den Ordensgeneral in Rom gesandter Bericht rühmt an Johannes de Britto ein „außerordentlich glückliches Talent" und hebt hervor, er habe sich in den Studien ausgezeichnet.

Bei allen Erfolgen blieb er stets demütig und bescheiden. Eines Tages mußte er bei einer öffentlichen Disputation auftreten und entledigte sich seiner Aufgabe aufs ehrenvollste. Seine Mutter beglückwünschte ihn; er aber antwortete ihr: „Aus Liebe zu mir beurteilst du die schwachen Versuche eines Anfängers nachsichtig; sonst würdest du mich kaum loben."

In Evora und Coimbra wurde das Verlangen unseres Seligen, in den Heidenmissionen für den Heiland zu arbeiten und zu sterben, noch stärker. Das darf nicht wundernehmen; denn an die Mitbrüder in den dortigen Kollegien hatte P. Balthasar da Costa, einer der hervorragendsten Missionäre der malabarischen Provinz, wiederholt von Madura aus geschrieben und sie mit begeisternden Worten aufgefordert, sich zu der schweren, aber verdienstlichen Mitarbeit in der Maduramission zu melden. Schon aus dem Jahre 1646 liegt ein noch unveröffentlichter Brief vor, in dem der Missionär die Notlage der Mission und den Mangel an Arbeitern darlegt, und einen glühenden Aufruf an alle richtet. „Man darf doch nicht sagen", so heißt es am Schluß, „diese

herrliche Mission sei zugrunde gegangen, weil sich keine Apostel finden ließen, die harte Arbeit zu übernehmen. Gerade, daß die Mission von Madura beschwerlich ist und große Opfer fordert, sollte für viele ein Beweggrund sein, sich für dieselbe zur Verfügung zu stellen. Hier können die Talente, die Gott gegeben, aufs beste verwertet werden. Sie sind nicht vergraben; nein, je mehr sie hier in den Augen der Menschen zurücktreten um so herrlicher erstrahlen sie vor Gott. Das Dunkel des Schattens läßt ja die feinen Farbentöne besser hervortreten, und die Finsternis der Nacht den Glanz der Gestirne. . . . Doch ich weiß, ich brauche meinen Mitbrüdern nur zu sagen, daß wir der Arbeiter benötigen, und schon wächst ihr Mut und schlagen ihre Herzen feuriger. Sie werden sich nicht halten lassen: voll von großmütigem Eifer werden sie mit ihrem Blut an die Obern schreiben, um die Erlaubnis zu erflehen, mit hinausziehen zu dürfen. Einer unserer Mitbrüder, der jüngst verstorbene Petrus de Basto, nannte kurz vor seinem Tode die Mission von Madura ein zweites Japan: Ströme von Blut würden dort fließen. Unter meinen Mitbrüdern sind viele, die danach verlangen, für Christus ihr Leben hinzugeben, sie mögen kommen und das fortsetzen helfen, was wir begonnen haben." Im Jahre 1653 sandte P. Balthasar da Costa einen neuen langen Brief an die Patres und Fratres der Kollegien von Coimbra und Evora[1]. Er verschweigt nicht die Mühen, denen sich der Missionär unterziehen muß; er beschreibt die Beschwerden, die das heiße Klima dem Europäer verursacht, die Opfer, die die Anbequemung an die Nahrung und Lebensweise der

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 1.

Eingebornen verlangt; er schildert die aufreibende Arbeit der Missionäre inmitten von Krieg und Verfolgung. Er weiß aber, all dieses wird seine Brüder nicht vom apostolischen Beruf abschrecken; sie haben Liebe zum Heiland und zu den Seelen. Dann gibt er einen Überblick über die Missionsarbeit und deren Erfolge und gedenkt auch der Tröstungen, mit denen der Herr seine treuen Arbeiter oftmals heimsucht. — Diese Briefe waren in Coimbra und Evora nicht in Vergessenheit geraten; sie wurden wieder und wieder gelesen. Was Wunder, wenn jedes Jahr nicht nur junge Scholastiker, sondern auch ältere Patres, die in der Heimat lehrten und predigten, sich begeistert an die Obern wandten und inständig baten, in die Mission von Madura gehen zu dürfen.

Im Jahre 1668 glaubte Johannes die Zeit gekommen, seine Wünsche in der Form eines Bittgesuches dem Pater General vorlegen zu sollen. Am 19. November schrieb er an P. Paul Oliva, den Ordensgeneral, wie folgt: „Durch die Fürbitte des hl. Xaver bin ich von einer schweren Krankheit befreit worden; dann wurde ich in die Gesellschaft aufgenommen. Das genügte aber dem hl. Xaver nicht; er erwirkte mir eine weitere, größere Gnade: das Verlangen, mein Leben, das seine Fürbitte mir erhalten, der indischen Mission zu weihen. Es ist wahr, lange habe ich diesen Wunsch still in meinem Herzen getragen, ohne etwas davon zu sagen; ich hatte meine philosophischen Studien noch nicht begonnen. Nun glaube ich so weit darin fortgeschritten zu sein, daß es für die Arbeit in jenem Land genügen dürfte. Ich bitte und beschwöre daher Ew. Paternität, so dringend ich kann, mir zu erlauben, dem Ruf des hl. Xaver zu folgen. Der Gedanke verläßt

mich nicht, daß der hl. Xaver, wie er mir die Gesundheit erwirkt hat, so mir jetzt diesen geraden Weg zum ewigen Glück öffnet. Bei den Wunden Christi und den Verdiensten des hl. Xaver, um der größeren Ehre Gottes willen, deren Förderung Ihnen vor allem am Herzen liegt, bitte ich inständigst um die Gnade, in die indische Mission gehen zu dürfen. Ich bitte um Ihren Segen und empfehle mich von ganzem Herzen Ihrem Gebet. Ihr unwürdiger Sohn in Christo."

Nicht lange nachher (5. März 1669) schrieb er wieder an den Pater General[1]: „Ew. Paternität werden es mir nicht verübeln, wenn ich ein zweites Mal an Sie schreibe. Tag und Nacht drängt es mich, nach Indien zu gehen, um dort am Heil der Seelen zu arbeiten. Mein Verlangen danach ist so heftig, daß ich Sie täglich bitten würde, wenn ich es dürfte. Die Gründe, warum ich gerade in diese Mission zu gehen mich sehne, habe ich in einem früheren Brief schon angeführt: ich will sie darum nicht wiederholen. Ich darf mit langen Ausführungen Ihre kostbare Zeit, die dem Wohl der ganzen Gesellschaft gehört, nicht in Anspruch nehmen. Ihr Seeleneifer läßt mich von Ihrer Güte das beste erhoffen. Ich empfehle mich inständig Ihren Gebeten und bitte um Ihren Segen.

Ew. Paternität demütiger Sohn in Christo
Johannes de Britto."

Bald nach dem zweiten Brief erhielt Johannes eine Antwort von P. Oliva. Dieser drückte seine Freude aus

[1] Siehe die beiden Briefe an den P. General in italienischer Übersetzung bei G. Boero S. J., Vita del Beato Giovanni de Britto, Roma 1853, 21 22.

über die großmütige Gesinnung, die aus dem Briefe spreche; er möge sie pflegen und lebendig erhalten. Was seinen Herzenswunsch angehe, so dürfe er hoffen, bei nächster Gelegenheit ihn erfüllt zu sehen. Inzwischen solle er seine Studien beenden und sich durch eifriges Tugendstreben auf die apostolische Laufbahn vorbereiten[1].

Doch seine Hoffnung sollte nicht so rasch in Erfüllung gehen. Nachdem er seine philosophischen Studien zu Ende geführt hatte, mußte er von Coimbra nach Lissabon, um dort im Kolleg zum hl. Antonius als Lehrer tätig zu sein. Gehorsam kam er dem Rufe nach und entfaltete eine segensreiche Wirksamkeit. Währenddessen war P. Balthasar da Costa nach Lissabon gekommen; die Provinzialkongregation der malabarischen Ordensprovinz hatte ihn im Jahre 1669 zum Prokurator bestimmt. Als solcher mußte er nach Portugal und Rom reisen, um wichtige Geschäfte, die die Mission betrafen, mit den weltlichen Behörden sowie mit den Ordensobern zu besprechen. Zugleich lag es ihm ob, Nachwuchs für die Mission in den portugiesischen Ordenshäusern zu werben. Wahrscheinlich fuhr P. da Costa im Jahre 1670 von Indien ab und kam gegen Ende desselben Jahres in Lissabon an. Johannes de Britto war einer der ersten, der für die Maduramission sich und seine Kräfte anbot. Die schwache Gesundheit des Scholastikers konnte und mußte Bedenken erregen; aber P. da Costa war auch nicht kräftiger gewesen, und doch hatte er seit 1635 ununterbrochen und angestrengt in der Mission gearbeitet. Da er das brennende Verlangen seines jungen Mitbruders sah und Gottes Finger in seiner Berufung wahrzunehmen glaubte, erklärte er sich

---

[1] Boero, Vita del Beato Giovanni de Britto 22.

gern bereit, ihn im Jahre 1673 mit sich in die malabarische Mission zu nehmen. Zugleich versprach er ihm, beim P. General für ihn einzutreten und seine Bitten zu unterstützen. Nach wenigen Monaten traf beim P. Provinzial aus Rom die Weisung ein, dem jungen de Britto mitzuteilen, er sei für Indien bestimmt und solle sich für die Abreise dahin bereithalten. Der Gewohnheit gemäß wurde der Brief, der diese Weisung enthielt, in der Hauskapelle in Gegenwart aller Ordensmitglieder verlesen. Manch älterer Mitbruder mag geglaubt haben, der junge Scholastiker werde nicht imstande sein, die Beschwerden der langen Seefahrt, geschweige denn das harte Missionsleben zu ertragen. Aber Johannes vertraute auf den, der ihn zur Mission gerufen, und dankte Gott, daß er seine Bitten nunmehr erhört hatte.

Alsogleich, wohl schon im Jahre 1671, durfte er mit dem Studium der Theologie beginnen und sich auf den Empfang der heiligen Priesterweihe vorbereiten. Wann er diese empfing, finden wir nirgendwo verzeichnet; es ist wahrscheinlich, daß er Anfang 1673, nicht lange vor der Abfahrt nach Indien, zum Priester geweiht wurde. Johannes hatte seiner Mutter keine Mitteilung von dem Bescheid der Obern gemacht, aber es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, daß er mit P. da Costa abreisen werde; am Hof und in der Stadt sprach man offen davon. Die Nachricht traf Donna Beatrix ganz unerwartet; um so schwerer war deshalb der Schlag für ihr zärtlich liebendes Mutterherz. Sie wollte alles tun, um die Entscheidung rückgängig zu machen. Zuerst wandte sie sich an den Provinzial und beschwor ihn, von der Ausführung des Beschlusses Abstand zu nehmen, sie werde sich nie in den Gedanken finden können, ihren jüngsten und liebsten Sohn auf immer zu verlieren.

P. Monteiro entgegnete ihr, daß er völlig machtlos sei, in dieser Angelegenheit etwas zu bestimmen; der P. General habe mit großer Entschiedenheit die Abreise angeordnet, und er könne daran nichts ändern. Nun suchte die unglückliche Mutter mit Worten und Tränen auf Johannes einzuwirken. Sie erinnerte ihn daran, wie sie vor dreizehn Jahren seinen Bitten nachgegeben und ihm gestattet habe, in den Orden einzutreten; aber zu seinem jetzigen Entschluß würde sie nie ihre Zustimmung erteilen. Derselbe möge ja brennendem Eifer und heldenmütiger Tugend entwachsen sein, aber ein Sohn müsse auch an seine alte Mutter denken. Ihr Herz treffe er so tief, daß sie den Abschied wohl nicht überleben werde. In Portugal könne er auch, wie so viele andere, am Heil der Seelen arbeiten. Es sei nicht nötig, das Vaterland zu verlassen, die geordnete Liebe gehe doch zunächst auf die, die uns am nächsten stehen. Diese Mutterworte machten Eindruck auf das Herz des Sohnes; er war tief ergriffen, und es wurde ihm schwer, die Ruhe zu bewahren. Er erklärte ihr jedoch, sein Entschluß sei unabänderlich. Gott habe ihn gerufen, und dieser Stimme dürfe er die Folge nicht verweigern.

Donna Beatrix suchte nun durch den König und durch den päpstlichen Nuntius ihr Ziel zu erreichen. Pedro II., an den sie sich gewandt hatte, ließ seinen Jugendfreund zu sich kommen und redete ihm zu, aber er konnte ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen. Päpstlicher Nuntius am portugiesischen Hof war damals Franziskus Ravissa. Dieser schrieb auf die dringende Bitte der Donna Beatrix an den P. Provinzial und forderte ihn mit allem Ernst auf, die gegebene Erlaubnis rückgängig zu machen. P. Monteiro, durch das unerwartete Eingreifen des Apostolischen Nuntius betroffen, wußte sich nicht zu helfen. Er zeigte den Brief

dem Frater de Britto, den er ja zuerst anging, und sagte ihm, da es so weit gekommen sei, scheine es doch Gottes Wille zu sein, daß er in Portugal bleibe; er wolle übrigens weder einen Befehl noch einen Rat in der Sache geben und alles seiner Klugheit überlassen. Johannes erwiderte, er sei bereit, persönlich, und zwar mündlich, auf den Brief zu antworten, wenn nur P. Provinzial ihn zum Nuntius führe.

So geschah es. Freimütig sagte der junge Ordensmann, daß nicht seine Obern ihn nach Indien schickten, sondern ihm nur gestatteten, dorthin zu gehen. Es sei ein anderer, nämlich Gott selber, der ihn sende. „Derselbe Gott", so fuhr er fort, „hat mich aus der Welt in den Orden gerufen, vom Bösen zum Guten, nun ruft er mich von Portugal nach Indien, vom Guten zum Besseren. Die Reise nach Indien dürfte für mich der einzige Weg sein, der mich zum Himmel führen soll; ginge ich ihn nicht, so wäre es vielleicht um mein ewiges Heil geschehen. So wie ich einmal über die Sünden, die ich begangen, Rechenschaft abzulegen habe, muß ich mich auch über die Gnaden, die ich unbenutzt gelassen, verantworten. Deutlich erkenne ich, daß es Gottes Wille ist, daß ich mich der Bekehrung der Ungläubigen weihe. Folge ich seinem Rufe nicht, so fordere ich die Strenge seiner Gerechtigkeit heraus. Der Stimme Gottes muß ich gehorchen. Wer mich daran hindert und so schuld ist, daß viele Seelen des Lichtes des Evangeliums beraubt bleiben, dessen Gewissen wird schwer belastet. Solange ich lebe, werde ich alles in Bewegung setzen, um zu meinem Ziel zu gelangen." Der Nuntius war erstaunt über die Entschiedenheit der Sprache und erbaut von dem Eifer des Ordensmannes und antwortete: „Den Brief an P. Provinzial habe ich auf die Bitte einer hochangesehenen Frau geschrieben.

Jetzt sehe ich ein, daß Ihr Beruf von Gott kommt; ich muß Ihren heldenmütigen Entschluß und glühenden Eifer bewundern und werde gewiß nichts tun, was die Ausführung des Willens Gottes hindern könnte."

Auch jetzt gab sich die Mutter noch nicht zufrieden. Sie kam zum Professhaus und erbot sich, eine bedeutende Summe Geldes zu schenken, falls ihr Sohn in Portugal verbleiben dürfe. Man konnte sich darauf natürlich nicht einlassen. Donna Beatrix mußte sich in Gottes Fügung ergeben. Sie durfte bis zur Abreise ihren Sohn häufig sehen, und dieser verstand es, sie allmählich mit dem Gedanken an die Trennung vertraut zu machen und ihr die Herzensruhe wieder zu geben.

Kampf, hartes Ringen blieb dem jungen Ordensmann, dem angehenden Missionär, nicht erspart. Allen Schwierigkeiten war sein hochherziger Mut, den die Liebe zum Heiland stählte, gewachsen; er überwand sie siegreich. Jetzt dürfen schwerere Opfer und Kämpfe kommen, Johannes ist gerüstet, er wird sie bestehen.

Drittes Kapitel.

Nach Indien. 1673.

Der 15. März 1673 war der für die Abreise bestimmte Tag. Gewöhnlich fuhren die königlichen Schiffe, auf denen die Missionäre die Fahrt machten, am 25. März nach Indien ab, doch kam es vor, daß aus besondern Gründen dieser Tag nicht eingehalten wurde[1]. So in diesem Jahre.

[1] Das Schiff, auf dem P. Fridely im Jahre 1704 nach Indien fuhr, verließ Lissabon am 8. April; das, auf dem P. Laimbeckhoven die Reise machte (1736) am 25. April. Siehe Welt-Bott Nr. 116 u. 555.

P. Claudius Damey, ein französischer Missionär, der auf demselben Schiff wie P. de Britto die Reise machte, sagt in einem noch unveröffentlichten Brief[1], den er wenige Tage nach der Ankunft in Goa, am 8. September, an den Ordensgeneral P. Oliva schrieb, ausdrücklich: „Am 15. März bestiegen wir siebzehn gesund und munter die navis praetoria, d. i. das Oberbefehlshaberschiff, und liefen nach fast sechsmonatiger Fahrt am 4. September in den Hafen von Goa ein."

Fünfundzwanzig mutige Apostel insgesamt, darunter eine gute Zahl von Scholastikern, die in Goa ihre Studien beenden sollten, rüsteten sich unter der Führung zweier bewährter Missionäre, der PP. Balthasar da Costa und Prosper Intorcetta, die weite, beschwerliche und gefahrvolle Reise nach Goa anzutreten. Am Tag vor der Abfahrt nahmen die Missionäre bei einer letzten Audienz vom König und der Königin Abschied. Das war eine Pflicht der Dankbarkeit gegen die großen Wohltäter der Missionen, als welche sich der König und die Königin immer erwiesen hatten. Am 15. März begaben sich alle in die Kirche des Kollegs zum hl. Antonius. Sie knieten zuerst vor dem Muttergottesaltar, dann vor dem Franz-Xaver-Altar nieder, um ihre Reise unter den Schutz mächtiger Patrone zu stellen. Von hier zogen sie in Prozession zum Flusse Tajo, dem Ankerplatz der Schiffe. Voran gingen die Schüler des Kollegs, dann die Mitbrüder, und hinter diesen die Missionäre, ein jeder in der Mitte von zwei Ordensbrüdern, das Kreuz am Hals tragend. Eine große Schar Volkes umdrängte sie, mit lauten Zurufen ihnen eine gute Reise

---

[1] Im Besitze des Ordens.

wünschend. Johannes de Britto suchte man vergebens unter den Missionären; er war schon auf dem Schiff und erwartete dort seine Mitbrüder. Am Tag vorher hatte er seine Mutter zum letztenmal besucht und sie in ihrem Schmerz getröstet; er hatte aber keinen endgültigen Abschied von ihr genommen. Am Tag der Abreise war er vor den andern aufs Schiff gegangen und schrieb von da aus der Mutter einige herzliche Abschiedsworte.

Für die Fahrt lagen im Tajo zwei königliche Schiffe bereit, das Hauptschiff, Capitana oder navis praetoria genannt, das den Oberbefehlshaber an Bord trug, und das Admiralsschiff, das den Namen Almiranta oder Almiravia führte. Die Missionäre verteilten sich auf die beiden Schiffe in der Weise, daß die für Indien bestimmten, unter ihnen P. de Britto und der Obere P. Balthasar da Costa, das Hauptschiff, die übrigen acht, die von Goa weiter nach China fahren sollten, mit dem P. Intorcetta als Obern das Admiralsschiff bestiegen. Auf dem Hauptschiff hatten außer den Jesuitenmissionären auch einige Dominikaner Unterkunft gefunden. — Der Oberbefehlshaber war, wie P. Damey in seinem Briefe berichtet, ein junger Mann von großer Frömmigkeit und Klugheit.

Die portugiesischen Indienfahrer der damaligen Zeit waren große Segelschiffe mit drei, vier oder fünf Masten und sehr tragfähig. Oft hatten sie viele hundert Menschen an Bord. Das Hinterschiff, die popa, zierte ein großes Bild, meist des Heiligen, von dem das Schiff den Namen trug; dort war auch die Landesflagge befestigt, während die eigentliche Schiffsflagge bei der Capitana auf dem Hauptmast, bei dem Admiralsschiff auf einem der andern Maste gehißt wurde.

Am Hinterschiff befand sich das große Steuerruder. Es wurde vermittelst starker Stricke, die um ein Rad oder einen Haspel liefen, hin- und herbewegt. Auf der entgegengesetzten vorderen Seite, am Schnabel, hing der schwere Anker. Meist führte man einige Notanker mit; denn nicht selten rissen bei stürmischem Seegang die Ankertaue; dann mußte ein neuer Anker sogleich zur Hand sein. Im Bauch des Schiffes waren die beiden Seiten entlang Kammern und Verschläge angebracht, gewöhnlich in zwei Stockwerken oder Gaden übereinander; im oberen Gaden wohnten der Kapitän und die Offiziere, im unteren hatten die Schiffsleute, Soldaten und gewöhnliche Reisende ihre Unterkunft. Auch Lebensmittelvorräte wurden dort aufgestapelt. Über diesen Kammern lag ein Verdeck, das zum Schutz mit einem Geländer umgeben war. Im Hinterschiff waren einige Zimmer übereinander, welche die ganze Breite des Schiffes einnahmen und nach hinten mehrere Fenster hatten. Das unterste hieß gewöhnlich das Zimmer der hl. Barbara; es diente als Zeugkammer und auch als Wohnung für niedere Schiffsbeamte. Das oberste war kleiner als das mittlere, hatte auch an den Seiten Fenster und eine Tür, die auf eine Galerie führte. Im mittleren und oberen Zimmer konnten Reisende besseren Standes untergebracht werden; sonst wurden sie vom Kapitän und den höheren Offizieren benutzt. Über den Zimmern war ein mit schönem Geländer umgebenes Verdeck, die Campania genannt. Die Missionäre mieteten meist eins oder zwei der Zimmer im Hinterschiff[1].

[1] Der Mietpreis war sehr hoch. Als P. Laimbeckhoven 1736 nach Goa fuhr, hatten die neun Missionäre ein Zimmer, für das sie 2500 Gulden, mehr als 6000 Mark nach unserem Geld, zahlten. Dem P. Fridely, der 1704 dieselbe Reise machte, vermietete der Kriegs-

Für den Unterhalt während der Reise mußten auf den portugiesischen Schiffen die Missionäre selber sorgen: die Lebensmittel, auch das Trinkwasser nahmen sie von Lissabon mit. Schon die Enge des Raumes und die Länge der Fahrt machten die Reise nach Indien äußerst opfervoll. Brachen nun erst Stürme aus, die das schwanke Fahrzeug hin- und herwarfen, oder setzte eine Windstille in dem heißen Tropengürtel ein, traten bösartige Fieberfälle und ansteckende Krankheiten auf, dann wurden außerordentliche Anforderungen an den Mut und die Ausdauer der Glaubensboten gestellt.

Mit sehr günstigem Winde verließen die beiden Schiffe den Tajo und den Hafen von Lissabon und fuhren ins offene Meer hinaus. Der Kurs ging gen Süden. Ohne Unfall kamen sie an den Kanarischen Inseln vorbei bis in die Nähe des Äquators. Die Patres suchten sich alsbald nützlich zu machen. Dreimal in der Woche wurde den Mannschaften Unterricht in der Religion gegeben; an jedem Samstag trug einer der Missionäre nach der Absingung der Muttergotteslitanei ein sog. Marienexempel vor, ein Beispiel von Mariens Hilfe mit entsprechender Nutzanwendung. P. de Britto, einer der wenigen (4) portugiesischen Patres, hat an diesen Predigten und Ansprachen sicherlich großen Anteil gehabt. Die unmittelbare Seelsorgsarbeit bei den Kranken und Sterbenden lag, wie es scheint, fast

obrist die Hälfte des ihm von Seerechts wegen zustehenden Zimmers für 600 Gulden. „In der engen Kammer mußte noch der Vorrat an Wasser, Öl, Fleisch, Fisch, Holz und was sonst erfordert war, untergebracht werden, dergestalt, daß dieser Winkel zugleich unsere Kirche, Sakristei, Speise- und Krankenstube, Schlafkammer, Keller und Speicher gewesen ist." Siehe Welt-Bott Nr. 555 u. 116.

ganz in den Händen des P. Damey. Dieser sagt in seinem schon erwähnten Brief, der Schiffskaplan, ein Franziskaner, sei bald nach der Abfahrt des Schiffes gestorben; er habe dessen Amt übernommen und es bis gegen Ende der Reise, wo er selbst krank wurde, versehen. Fast allen Sterbenden, über 50, habe er den letzten Beistand geleistet und den meisten, die im Verlauf der Fahrt erkrankten, die heiligen Sakramente gespendet.

Als die Schiffe in die Nähe des Äquators gekommen waren, setzte eine Windstille ein, die mehrere Wochen dauerte. Kein Lüftchen regte sich, die Segel hingen schlaff herunter, und eine sengende Hitze, die sich kaum am Abend merklich milderte, lag über den Schiffen. Schrecklich ist schon jetzt eine Fahrt durch das Rote Meer im Juni, wenn der Wind in der Fahrtrichtung weht, noch viel drückender und unerträglicher muß die Hitze in der Windstille am Äquator sein. Ein bösartiges Fieber brach aus. Die Krankheit griff rasch um sich und wurde zur verheerenden Seuche. P. de Brittos väterlicher Freund, der ihn in die Missionsarbeit in Madura hätte einführen sollen, P. Balthasar da Costa, erlag dem Fieber am 21. April, nachdem ihm schon ein Italiener, P. Tanailla, in den Tod vorausgegangen war. Innerhalb weniger Wochen starben noch drei Scholastiker auf dem nämlichen Schiff, während auf dem Admiralsschiff zu derselben Zeit sieben der Krankheit zum Opfer fielen, unter ihnen ein Angehöriger der oberdeutschen Ordensprovinz, P. Amrhin. Auch unter der Schiffsmannschaft wütete die Seuche in erschreckender Weise. Während dieser Zeit der Not waren die Ordensleute, die verschont blieben und nicht durch die Seelsorgsarbeit in Anspruch genommen wurden, eifrig bemüht, den Kranken zu dienen

und sie zu pflegen. Auch P. de Britto erkrankte; jedoch bald wiederhergestellt, tat er alles, was in seinen Kräften stand, um den vielen Leidenden Linderung zu verschaffen. Wie die Seligsprechungsakten bezeugen, erwarb er sich durch seine nie ermüdende hilfreiche Liebe den Beinamen „der neue Xaverius". Als die Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte und die Windstille immer noch anhielt, machte P. de Britto einen Vorschlag, der von allen mit Begeisterung aufgenommen wurde: es solle öffentlich eine neuntägige Andacht zu Ehren des hl. Franz Xaver gehalten werden, um durch seine Fürbitte Rettung zu erlangen. Der Pater kannte die Macht der Fürbitte des Heiligen aus eigener Erfahrung und hatte ein festes Vertrauen auf seine Hilfe. Der Kapitän und alle Schiffsleute, denen es möglich war, beteiligten sich mit Eifer an der Andacht, und ihr Vertrauen wurde nicht zuschanden. Bald hörte die Windstille auf; das Schiff konnte seine Fahrt fortsetzen, und die seuchenartige Krankheit nahm ein Ende.

Noch eine andere schwere Prüfung stand bevor. Man kam dem Vorgebirge der Guten Hoffnung näher, das von den Seefahrern wegen der heftigen Stürme, die daselbst häufig toben, sehr gefürchtet war. Manches Schiff hatte dort seinen Untergang gefunden. Auch dieses Mal gerieten die Schiffe in einen so starken Sturm, daß man fast an einer Rettung verzweifeln mußte. Mehrere Tage kämpften die Fahrzeuge gegen das aufgepeitschte Meer. Wieder nahmen alle auf die Anregung des P. de Britto ihre Zuflucht zum hl. Franz Xaver. Das Vertrauen auf den Apostel Indiens wurde sichtbar belohnt. Die Gewalt des Sturmes legte sich beinahe plötzlich; die Schiffe waren gerettet. Der Rest der Seereise verlief glücklicher. Wohl kamen noch Krank-



Kap der Guten Hoffnung. (Nach einem alten Stiche.)

heitsfälle vor. So lag der deutsche Missionär P. Aigenler wochenlang danieder und starb am 16. August, nur wenige Tage, bevor die Küste Indiens in Sicht kam; aber seuchenartig trat die Krankheit nicht mehr auf.

Am 4. September endlich war der Hafen von Goa erreicht. Sogleich gaben die Kanonen der Feste Aguada das Zeichen, daß die königlichen Schiffe von Lissabon eingetroffen seien. Der Hafen von Goa galt als einer der besten und schönsten Asiens. Der Fluß, der die Insel Goa im Norden vom Festland Bardes trennt, weitet sich mehr und mehr in einen ruhigen und sichern Hafen, in den die Meeresstürme nicht hineinfegen; er bietet Platz für eine große Zahl von Schiffen. An der äußersten Mündung liegen schützend stark ausgebaute Festungswerke: auf der Landseite die von Aguada, auf der Insel Goa die von Cabo.

Am 5. September wurden die neu angekommenen Missionäre von einer Abordnung ihrer Ordensbrüder aufs herzlichste begrüßt. Auf mehreren Schiffen waren die Oberen des Kollegs und des Profeßhauses von Goa mit andern Patres und einer Anzahl von Schülern des Kollegs — Sängern und Musikanten — auf die Kunde von der Ankunft der Schiffe in den Hafen hinausgefahren, um den Mitbrüdern ihren Willkomm zu entbieten und sie nach Goa zu geleiten. In langsamer Fahrt ging es den Fluß aufwärts, vorbei an fruchtbaren Reisfeldern, grünen Palmgärten und versteckten Weilern, bis am Morgen des 6. September die Stadt erreicht war. Diese stand damals noch in hoher Blüte, obgleich sich schon Zeichen des Niederganges bemerkbar machten. Sie war überaus reich an herrlichen Kirchen, Palästen und Klöstern. Sieben Orden hatten in Goa Niederlassungen. Die Gesellschaft Jesu be-

saß drei getrennte Häuser in und bei der Stadt; ein viertes, das Noviziatshaus, auf einer benachbarten Insel, namens Choraum. Westlich von der Stadt, in gesunder Lage auf einem mäßigen Hügel, erhob sich das große St.-Pauls-Kolleg, auch St.-Rochus-Kolleg genannt, in dem die Jugend in den höheren Wissenschaften unterrichtet wurde. Auch die Scholastiker (die Studierenden des Ordens) machten dort ihre philosophischen und theologischen Studien. Auf der südöstlichen Seite der Stadt lag das alte St.-Pauls-Kolleg oder Seminar vom heiligen Glauben, das erste Haus, das dem hl. Franz Xaver kurz nach seiner Ankunft übergeben worden war. Zur Zeit, als P. de Britto nach Indien kam, wohnten hier nur wenige Patres. In der Mitte zwischen diesen beiden Niederlassungen stand das Profeßhaus mit der Kirche „Bom Jesus". Diese Kirche barg schon damals den kostbaren Schatz, den sie noch heute hütet, den Leib des großen Apostels von Indien, des hl. Franz Xaver. Zu dieser Kirche pilgerte P. de Britto mit den übrigen Missionären alsbald nach der Ankunft in Goa. Es drängte ihn, diesem Heiligen, den er so kindlich und vertrauensvoll verehrte, der so innig mit den Wechselfällen seines Lebens und mit seinem Beruf verknüpft war, zu danken und ihm seine Laufbahn als Heidenmissionär zu empfehlen.

Den heiligen Hügel, auf dem das Kolleg zum hl. Paul gelegen war, hinunter führte der Weg zwischen dem Kloster der hl. Monika und dem des hl. Johannes von Gott hindurch, über den Basar oder Marktplatz nach der schönen Kirche „Bom Jesus". Von der kirchartigen Sakristei, deren Wände noch jetzt prächtige Gemälde schmücken, traten die frommen Pilger in die Kapelle auf der Epistelseite, die gegen das Mittelschiff durch ein Gitter abgeschlossen ist.



Alte Ansicht von Goa. (Nach Stich von F. de Bakker.)



Kirche und Platz in Sarugani.

Die Kirche (rechts) stammt aus der Zeit des sel. Johannes de Britto. Auf dem Platz die Ochsenwagen der Missionäre anläßlich deren halbjährlichen Zusammenkunft.



Kirche Bom Jesus in Goa mit dem anstoßenden Profeßhaus der Jesuiten (aus der Zeit des sel. Johannes de Britto).

Das jetzige kostbare Grabmal, ein Geschenk eines Herzogs von Toskana, war damals noch nicht errichtet; es kam erst nach dem Jahre 1695 von Florenz an. Es besteht aus einem Unterbau von Stein mit einem silbernen Schrein, der mit 32 Reliefs von wunderbar feiner Ausführung geziert ist; diese stellen Begebnisse aus dem Leben des Heiligen dar. Auch trägt der Schrein reichen Schmuck von goldenen Blumen und kostbaren Edelsteinen. Im Innern ist er mit gelbem Damast bezogen und mit vielen Edelsteinen in Gestalt von Sternchen besetzt. In dem silbernen Schrein steht ein anderer aus hellem Kristall; in diesem ruht der unverweste Leib des Heiligen in ein Meßgewand aus roter perlenbesäter Seide gehüllt. Welche Gefühle mögen unsern jungen Missionär durchströmt haben, als er vor dem Sarge seines Lieblingsheiligen in andächtigem Gebet kniete. Gewiß erneuerte er den Vorsatz, seinem heiligen Berufe treu an der Bekehrung der Ungläubigen bis zum Tod zu arbeiten, gewiß verband er mit diesem Vorsatz die fromme Bitte, der Heilige möge ihm als Krönung seiner apostolischen Laufbahn die Gnade des Martertodes von Gott erwirken.

Gewöhnlich wurde den neuangekommenen Missionären eine kurze Zeit von einer oder mehreren Wochen gewährt, damit sie sich in Ruhe von den Beschwerden der langen Seereise und von den seelischen Leiden, die der Verlust mancher Mitbrüder auf dem Meere bringen mußte, erholen könnten. Sie brachten die Ruhezeit, wie wir den Reiseberichten, die noch zahlreich vorhanden sind, entnehmen, entweder im Kolleg von St. Paul oder in dem südlich von Goa gelegenen Kolleg von Rachol oder in den Pfarreien des Bezirks von Salsette zu und erbauten sich an den Arbeiten ihrer Mitbrüder, an ihrem Eifer und

ihren Erfolgen. Nach Ablauf dieser Zeit trat an P. de Britto die Aufgabe heran, das unterbrochene Studium der Theologie wieder aufzunehmen und zum Abschluß zu bringen, ehe er in die Mission von Madura, nach der sein Herz sich sehnte, abreisen konnte. Wahrscheinlich wohnte er im Kolleg zum hl. Paul, wo ihm die besten Hilfsmittel zu Gebote standen. Bei dem ungewohnten feuchten Tropenklima wird ihm das Studium hart genug geworden sein. Die Obern erlaubten ihm, sich alsbald auf das Schlußexamen vorzubereiten, mit dem die gewöhnlichen Studien im Jesuitenorden abgeschlossen werden. Der junge Priester hätte gewiß auch gern in der Seelsorge mitgearbeitet; aber wenn nicht seine Studien Schaden leiden sollten, mußte er seinem Seeleneifer Mäßigung auferlegen. Nach vier bis fünf Monaten stellte er sich zum Examen aus dem ganzen Gebiet der Philosophie und Theologie und bestand dasselbe mit solchem Erfolge, daß die Ordensobern daran dachten, ihn zum Lehrfach in der Philosophie heranzuziehen.

Nun blieb noch als Abschluß seiner vorbereitenden Ordensjahre die letzte Probezeit. Nach Beendigung der Studien soll, gemäß den Satzungen der Gesellschaft Jesu, der junge Ordensmann sich für ein Jahr in die Einsamkeit eines zweiten Noviziats zurückziehen, um dort aufzufrischen, was er während der langen Studienzeit etwa an Eifer im Streben nach Vollkommenheit eingebüßt hat, und sich von neuem ganz mit übernatürlichen Anschauungen und Grundsätzen zu durchdringen. Aus dem letzten Probejahr, dem sog. Tertiat, soll der Ordensmann herauskommen als wahrer Geistesmann, als ein geeignetes Werkzeug für die Arbeiten seines Berufes, befreit von jedem Hemmnis, geschützt und gestählt. In Zeiten, wo die Zahl der Missionäre so wenig

ausreichte, wurde das letzte Probejahr häufig abgekürzt, und die Übungen beschränkten sich auf die dreißigtägigen Exerzitien, die immer als der Hauptbestandteil des Tertiats angesehen wurden. In den ersten Monaten des Jahres 1674 berief der Provinzial der malabarischen Provinz, P. Blasius de Azevedo, den P. de Britto nach Ambalakata, damit er dort sein letztes Probejahr beginne.

Ambalakata liegt am westlichen Fuß der Ghats, des Bergrückens, der sich von Nord nach Süd fast durch die ganze vorderindische Halbinsel hinzieht. Die Gesellschaft Jesu hatte hier ein Kolleg für die Studierenden der malabarischen Provinz und ein Seminar für die Heranbildung von Priestern des syrischen Ritus [1].

Von Goa ging die Reise zu Schiff die Küste von Malabar entlang nach Cochin, das nach mehreren Tagen in Sicht kam. Man konnte den Hafen von Cochin nicht anlaufen; denn die Holländer, seit 1663 im Besitze der Stadt, waren den portugiesischen Missionären wenig freundlich gesinnt. Die Fahrt ging auf einem kleineren Fahrzeug um Cochin herum landeinwärts den Fluß hinauf, an dem Ambalakata lag. Die Reisenden hatten viel zu leiden. Die Hitze machte sich von Tag zu Tag mehr fühlbar, die kühlenden Regengüsse des Monsun hatten noch nicht eingesetzt. Aber den jungen Missionär schreckten Opfer und Beschwerden nicht; er suchte sie vielmehr, denn er wußte, daß sie Erfolg bedeuteten.

---

[1] Die Christen der Malabarküste führten ihr Christentum auf den Apostel Thomas zurück; sie hatten aber die Verbindung mit Rom aufgegeben und sich den syrischen Nestorianern angeschlossen; von Syrien erhielten sie lange ihre Bischöfe. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren sie, hauptsächlich durch Jesuitenmissionäre, zum katholischen Glauben zurückgebracht worden. Den syrischen Ritus behielten sie bei.

Schon in Goa hatte er angefangen, sich der Fleisch- und Fischspeisen und des Weines zu enthalten, um sich an das entsagungsreiche Leben der Maduramissionäre zu gewöhnen; er setzte diese Lebensweise auch in Ambalakata fort, obgleich seine Gesundheit nie stark gewesen war und das heiße Klima schwächend wirkte. In Ambalakata angekommen, begann er sogleich die geistlichen Übungen. Sie bestärkten den mutigen Apostel in dem Verlangen, alle Kräfte anzuspannen für die Förderung der Ehre Gottes und der Bekehrung der armen Heiden. Nur dafür wollte er in Zukunft leben, dafür wollte er sein Blut und Leben einsetzen, wenn Gott ihm die Gnade des Martyriums verleihen wolle.

Viertes Kapitel.

Eintritt in die Mission von Madura.

In Ambalakata bestimmte der Pater-Provinzial unsern Pater endgültig für die Mission von Madura und trug ihm auf, nach Beendigung der Exerzitien und nach Erneuerung der Ordensgelübde alsbald dahin abzureisen. Die Tamil-Sprache, die in Madura allgemein gesprochen wird, sollte er in der Mission sich aneignen. Meist lernten die angehenden Missionäre die Anfangsgründe der ihnen unerläßlichen Sprache schon in einem Kolleg; dann war ihnen in der Mission ein Jahr oder wenigstens ein halbes Jahr zugestanden, das sie ihrer weiteren Ausbildung in der Sprache widmen konnten. P. Andreas Freire, einer der verdienstvollsten Missionäre jener Zeit, der 1652 nach Indien gekommen war und gegen 20 Jahre in der Mission von Madura gearbeitet hatte, hielt sich seit einem Jahr in Ambalakata auf,

um in der Druckerei des Kollegs die Drucklegung einiger Schriften des P. de Nobili zu besorgen. Er sollte auf Wunsch des P. Provinzial den P. de Britto in die Mission einführen.

Um nach Madura zu gelangen, konnte man entweder zur See um das Kap Komorin herum nach einem Hafen der Fischerküste segeln und von da zu Fuß die Reise nach der Stadt Madura und nach den Stationen im Innern machen, oder den Landweg einschlagen, zuerst über die Höhen der Ghats, dann weiter durch die Ebene von Coimbatur und wieder über eine höhere Bergkette in das Flachland von Madura hinab. P. Freire stellte es dem P. de Britto anheim, welchen Weg man nehmen solle. Dieser entschied sich für den Landweg; denn er hoffte, so rascher an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. „Der Landweg", sagte er, „scheint zwar beschwerlicher zu sein, aber ich bin ja nach Indien gekommen, um Beschwerden und Entbehrungen auf mich zu nehmen, nicht um ein Leben der Bequemlichkeit zu führen." Im Juni und Juli wäre allerdings die Seefahrt auf einem kleinen Schiff nicht minder opferreich gewesen. Die Monsunstürme hatten schon begonnen; sie pflegten die Schiffahrt sehr beschwerlich und gefährlich zu gestalten. P. Ignatius da Costa, der mit P. de Britto in Goa gelandet war, machte damals einen Teil der Reise nach Madura zu Schiff. Er schiffte sich in Tutikorin (an der Fischerküste) ein und kam glücklich bis Porto Novo, einem kleinen Hafenplatz an der Küste des Königreichs Gingi. Als man dort landen wollte, wurde das Fahrzeug durch die heftige Strömung aufs offene Meer zurückgeworfen. . . . Acht Tage kämpfte es mit den Wogen und war jeden Augenblick in größter Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Die Lebensmittel reichten für eine so lange Zeit

nicht. Ganz erschöpft von Müdigkeit und Hunger hatte P. da Costa schon alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben und sein Leben Gott zum Opfer gebracht, als ganz unerwartet ein günstiger Wind das Schiff auf den Hafen zu trieb und die Reisenden dem sichern Tode entriß.

Die Reise von Ambalakata nach Colei (etwa 450 km in der Luftlinie) hat P. Freire in einem 1676 von Colei an den P. General Paul Oliva gesandten Brief kurz beschrieben[1]. „Wir brachen", so schreibt er, „von Ambalakata auf, wie es sich für Apostel geziemt, zu Fuß; einige Indier begleiteten uns, um uns den Weg zu zeigen und im Fall der Not uns gegen Räuber, wie solche nicht selten in den Bergen ihr Unwesen treiben, zu schützen. Gleich am ersten Tage wurden wir von einem starken Regen überrascht, der uns ganz durchnäßte; die kleinsten Wasserläufe schwollen alsbald zu tiefen Sturzbächen an und hinderten uns, den Weg fortzusetzen. Wir mußten ein Unterkommen für die Nacht suchen und klopften bei einem Brahminen an. Bald waren wir von einer neugierigen Menge umringt; unsere Erscheinung und seltsame Tracht erregte Auf-

[1] In demselben Brief sagt P. Freire, P. de Britto sei im Jahre vorher zu seinem Mitarbeiter bestimmt worden. Danach wäre die Abreise von Ambalakata erst 1675 anzusetzen. Wir glauben uns aber für 1674 entscheiden zu müssen. Denn P. Freire kam 1672 oder spätestens 1673 nach Ambalakata und verweilte daselbst ein Jahr, muß es also 1674 verlassen haben. Zudem sagt der Provinzial Gaspar Alfonso in einem Brief an den Ordensgeneral vom 18. September 1682, P. de Britto habe acht Jahre in der Mission gearbeitet, er muß also 1674 dahin gekommen sein. Der Ausdruck „im Jahr vorher" erklärt sich leicht, wenn man annimmt, die einzelnen Abschnitte des langen, sich über drei Jahre erstreckenden Berichts seien zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden.

sehen. Einen guten Teil der Nacht wurden wir mit Fragen bestürmt — wer wir seien, woher wir kämen, wohin wir reisten, und in welcher Absicht, wo unsere Eltern lebten, ob wir Geschwister hätten und wie viele, ob wir verheiratet wären. Dieses alles und noch vieles mehr wollten sie wissen. Dann machten sie sich an unser Gepäck und durchsuchten unsern Koffer, nicht um zu stehlen, sondern aus Neugier; sie wollten wissen, wozu die einzelnen Stücke des Inhalts dienten. Sie merkten gar nicht, daß sie uns lästig fielen. So ist eben der Indier. Es blieb uns nichts übrig, als uns geduldig zu schicken. Endlich waren die Neugierigen des Fragens müde und ließen uns in Ruhe. Wir hatten erwartet, man würde uns wenigstens eine Handvoll Reis anbieten; doch wir wurden enttäuscht. Wahrscheinlich hielten sie uns für Angehörige einer nicht ebenbürtigen Kaste. Man gestattete uns, den Rest der Nacht in einem Winkel des Hauses zuzubringen; wir mußten uns aber auf den bloßen Boden niederlegen, ohne auch nur eine Matte als Unterlage zu haben. Wir konnten nicht einmal Feuer anzünden, um unsere nassen Kleider zu trocknen. Das war die erste Probe, auf die der Mut des P. de Britto gestellt wurde; er bestand sie. Am folgenden Morgen nahmen wir möglichst früh Abschied. In einem nahen Walde trockneten wir an der Sonne unsere Kleider und wollten unsern Weg fortsetzen. Aber unsere Führer, Brahminen von Kaste, machten Schwierigkeiten; sie wollten den größten Teil des Tages ruhen und die Nachtzeit zur Reise benutzen. Vielleicht glaubten sie, wir seien aus niederer Kaste und schämten sich unserer Gesellschaft. Wir durften ihnen nicht nachgeben, denn das Reisen bei Nacht war der Tiger, Bären und anderer wilden Tiere wegen, die in den Bergschluchten sich

zahlreich aufhalten, zu gefährlich. Schon bald begann P. de Britto unter den ungewohnten Anstrengungen der langen Märsche schwer zu leiden. Zuerst wollte er es nicht merken lassen und folgte noch, wenn auch nur mühsam, den Führern; zuletzt aber mußte er gestehen, daß er nicht mehr weiter könne. Seine Füße waren entzündet und voll tiefer Wunden. Ich machte mir Vorwürfe, nicht genug Rücksicht auf ihn genommen zu haben. Eine Ruhepause war nötig. Bis zur ersten christlichen Station Satyamangalam, wo dem müden Mitbruder Hilfe und Pflege zuteil werden konnte, war es noch mehrere Tagereisen weit. Wir machten einen längeren Halt; aber bald schon drängte der Pater, trotz seiner Schwäche und Schmerzen, die Wanderung fortzusetzen. Je näher wir Satyamangalam kamen, desto mehr vergaß er die Schmerzen; der Gedanke, bald bei den Christen der Madura-Mission zu sein, schien seine Kräfte zu mehren. Endlich kamen wir in Satyamangalam an. Nun aber machte die Natur ihre Rechte geltend. P. de Britto mußte sich niederlegen, und eine schwere Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Doch er sollte nicht schon am Anfang seiner Laufbahn dahingerafft werden. Gott hatte Erbarmen mit den Christen von Madura und wollte ihnen auf fast wunderbare Weise einen so hoffnungsvollen Apostel erhalten. Der Pater genas, und als er sich genugsam erholt hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Wieder führte der Weg über eine Kette von Bergen, die beinahe so hoch waren wie die Ghats bei Ambalakata. Oft mußten wir auf Händen und Füßen die Felsen hinanklimmen; einmal sahen wir uns plötzlich mehreren Tigern gegenüber, die auf uns zukamen und nur mehr einen Steinwurf weit entfernt waren. Durch das Zeichen des heiligen

Kreuzes, das unsere einzige Waffe und unsere einzige Zuflucht war, verscheuchten wir sie und entgingen der drohenden Gefahr. In Dharmapur (einer Station, die zur Mission von Maissur gehörte) nahmen uns die beiden Patres Anton Ribeira und Joseph Mucciarelli sehr liebevoll auf; wir hielten dort einige Tage Rast." Dann kam der letzte Teil der Reise durch die Ebene nach Colei. Eine Strecke von etwa 135 km war noch zurückzulegen, aber sie war bei weitem nicht so beschwerlich als die 300 km, die hinter ihnen lagen. Am Tage vor dem Fest des hl. Ignatius, am 30. Juli, langten die Missionäre in Colei an und konnten das Fest ihres Ordensstifters inmitten der Neuchristen feiern. Nun war P. de Britto in der Mission von Madura, dem Ziel seiner Hoffnung. In Colei sollte er unter P. Freires Leitung mit dem P. da Costa, der um dieselbe Zeit dort eintraf, in der Tamilsprache sich ausbilden und dann nach einigen Monaten an die Stelle des P. Freire treten, den Christen der Umgegend von Colei seelsorglich helfen und die Heiden des weiten Bezirks der heiligen Kirche zuführen. Bevor wir aber auf seine apostolischen Arbeiten näher eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf Land und Leute sowie auf die geschichtliche Entwicklung der Mission von Madura bis zur Ankunft unseres Seligen werfen.

Fünftes Kapitel.

Land und Leute von Madura.

Die Madura-Mission hatte zur Zeit, als P. de Britto in ihr zu arbeiten begann, eine weitere Ausdehnung als später. Ein großes Stück, der Bezirk von Satyamangalam, wurde um das Jahr 1686 abgetrennt und der

Mission von Maissur, in der Mitglieder der goanesischen Ordensprovinz wirkten, einverleibt. Die Madura-Mission grenzte im Westen an das Ghatgebirge und die Provinz Maissur, nach Osten dehnte sie sich bis ans Meer aus; nur ein schmaler Küstenstreifen im Süden, die sog. Fischerküste, lag außerhalb der Missionsgrenzen. Der Länge nach erstreckte sich die Mission vom Kap Komorin (8. Grad nördl. Br.) bis hinauf zum 13. Grad. Die Missionäre wurden von der malabarischen Ordensprovinz, die 1610 von der goanesischen Provinz abgetrennt worden war, gestellt.

Kirchlich unterstand die Mission dem Erzbischof von Cranganor und den Bischöfen von Meliapur und Cochin. Die Bezirke im Innern des Landes gehörten zur Erzdiözese Cranganor, die nördlichen Küstenstreifen zur Diözese Meliapur, die südlichen zu Cochin. Das Missionsgebiet umfaßte verschiedene größere und kleinere Königreiche, von denen die kleineren meist die Vasallen der größeren, die größeren wieder dem nördlich gelegenen Reich von Bisnagar tributpflichtig waren. Zu den größeren Königreichen zählte Madura mit der Hauptstadt Madura (später wurde der Hof nach Tiruchirapalli verlegt), das Königreich Tanjore mit der gleichnamigen Hauptstadt, und das Königreich Gingi im Norden mit Gingi als Hauptstadt. Das Land bildet dem größten Teil nach eine weite Ebene, die von zahlreichen Flüssen durchschnitten ist. Diese Flüsse führen Wasser nur zur Zeit der Monsune, der Regenperioden, Juni bis September und November; die übrige Zeit des Jahres sind sie fast ausgetrocknet. Reisfelder wechselten ab mit dichten Wäldern, nicht Urwäldern mit hohen Bäumen, sondern Dickichten mit Akazien, Bambus und dornigem Gestrüpp bestanden, die sich oft stundenweit hinzogen. In diesen

Wäldern lebten die Angehörigen der Räuberkaste, die Caller; ihre Dörfer und Weiler lagen versteckt im Gebüsch und ließen sich gegen feindliche Angriffe leicht schützen und verteidigen. Wir werden später hören, wie die Missionäre und ihre Christen häufig in diesen Wäldern bei den Callern einen Zufluchtsort fanden, wenn die Heere feindlicher Fürsten ins Land fielen und dieses plündernd durchzogen, oder wenn eine Verfolgung von seiten der Götzenpriester die Christen zwang, sich zeitweilig zu verbergen. Die Einwohnerzahl des ganzen Missionsgebietes mag sich auf 8 Millionen belaufen haben.

Das Kastenwesen herrschte in diesen Königreichen starrer und strenger vielleicht, als anderswo in Indien. Obenan standen die Brahminen, überall, an den Königshöfen wie beim Volk gleich einflußreich, stolz auf ihre Herkunft und Stellung als Lehrer des Volkes, als Träger der Wissenschaft und des religiösen Lebens. Die Brahminen waren geborene Feinde des Christentums; es drohte eben ihren Einfluß zu untergraben und zu vernichten. „Sie rühmen sich", so schreibt P. de Britto in einem noch unveröffentlichten Brief an den Ordensgeneral, „aus dem Haupte Brahmas (des unpersönlichen göttlichen Wesens) hervorgegangen zu sein, während die übrigen drei Kasten seinem Arm, seinem Fuß und seinem Bauch entsprungen sein wollen. Die stolzen Brahminen leiten aber nicht nur ihren Ursprung von Brahma ab, sondern gehen so weit, sich für Brahma selber auszugeben, und beanspruchen für sich von den Angehörigen der andern Kasten göttliche Verehrung."

Die Kriegerkaste war die zweite an Stellung wie an Einfluß, zumal in jenen Zeiten, als das Kriegshandwerk in Blüte und Ansehen stand und die Kriegsfackel kaum je für eine kurze Spanne erlosch.

Die Kaufleute, in Madura Chetti oder Komati genannt, standen an dritter Stelle. Sie hatten damals, wie auch jetzt noch, großen Einfluß auf das Volk wegen ihres Reichtums.

Die vierte und letzte Kaste war die der Schudra. Sie betrieben Ackerbau und die verschiedenen Handwerke. Manche der regierenden Fürsten waren aus dieser Kaste hervorgegangen. Mehr noch als die drei oberen Kasten teilten sich die Schudra in endlose Unterkasten. Die schon genannten Caller oder Kuller, die das Räuberhandwerk als ererbtes Recht ausübten (und sich dessen gar nicht schämten), gehörten zu den Schudra und nahmen in Madura unter ihnen einen hohen Rang ein. Zu den Schudra zählten auch die Odeager, vom Norden her eingewanderte Bauern, die Scheddi oder Weber, die Kurumber, Schäfer und Wolldeckenweber.

Die Kastenlosen hießen gewöhnlich Parias. Sie waren verachtet und mit Füßen getreten und galten als völlig rechtlos. Gerade diesen Ärmsten und Verlassensten wandten sich die Missionäre mit besonderer Liebe zu. Vom sel. de Britto heißt es, die Parias seien seine bevorzugten Freunde gewesen, für die er alles zu tun und zu opfern bereit war. Das Christentum gewann unter den Parias die meisten Anhänger.

Die Parias durften nicht im Bereich der Dörfer wohnen; es war ihnen strengstens verboten, Angehörige anderer Kasten zu berühren, ja nur ihre Kleider zu streifen oder ihre Werkzeuge in die Hand zu nehmen. Sie durften diesen kein Wasser herantragen, nicht in deren Häuser oder in das Innere der Tempel eintreten. Bediente man sich eines Parias als Koch oder ließ man ihn nur in sein Haus eintreten, oder trank man Wasser, das er geschöpft hatte, so galt man für ebenso niedrig als der Paria.

Die Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen in den Küstenstrichen, die man alle zusammen mit dem Namen „Phirangi" zu bezeichnen pflegte, hielten sich von den Parias nicht abgesondert und hatten häufig Köche und Bediente aus dieser Klasse. Sie galten deshalb bei den Eingeborenen als Parias, desgleichen alle, die von „Phirangi" unterrichtet und getauft waren. Solche durften nicht mehr mit ihren Kastengenossen leben, nicht mit ihnen essen. Ihre Familie sagte sich für immer von ihnen los. „Der Schüler eines Phirangi zu sein", sagt P. de Britto in dem angeführten Brief, „gilt hier für eine größere Schande, als wegen eines Verbrechens gepeitscht oder mit glühenden Eisen gebrandmarkt zu sein. Von der Hand eines Phirangi die heilige Taufe empfangen zu haben, bedeutet eine unauslöschliche Schmach." Hieraus erklärt sich die ängstliche Sorge, mit der die Missionäre in Madura alles vermieden, was den Verdacht hätte nahelegen können, sie selber seien Phirangi. Daher die sorgsame Beobachtung aller Volkssitten und Gebräuche von seiten der Missionäre. Es scheint, sie gebrauchten sogar Färbemittel, um ihre Haut dunkler zu färben. Wenigstens bat P. Proenza in einem Brief vom Jahre 1656 den P. General, „ihm ein Pigment für die Haut zu senden, das halte".

Zu den Parias rechnete man auch die sog. Paller, die in Madura und Marava sich zahlreich vorfinden. Sie wurden oft wie die Parias von den Heiden herangezogen, beim Götzendienst in den Pagoden oder Götzentempeln niedere Dienste zu tun und den Wagen, auf dem das Götzenbild bei feierlichen Gelegenheiten in Prozession umhergefahren wurde, zu ziehen. Die Paraver, von denen häufig in den Briefen des hl. Franz Xaver und späterer Missionäre die

Rede ist, waren Bewohner der Fischerküste; ihre Vorfahren verdankten dem hl. Franz Xaver ihre Bekehrung. Sie zahlten dem König von Madura Tribut und kamen oft nach der Hauptstadt Madura. Um ihretwillen hauptsächlich hielt sich dort zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein Missionär auf.

Über die religiösen Vorstellungen und Verirrungen der Bewohner Maduras und der benachbarten Königreiche hat uns P. de Britto einen eingehenden Bericht hinterlassen, von dem P. Bertrand[1] nur einen Teil veröffentlicht hat. Zuerst spricht P. de Britto von den falschen Anschauungen der Heiden über Gott und von ihrem Götzendienst. „Fast alle Heiden, die in diesen Reichen wohnen, halten dafür, daß es einen Gott gibt; aber weil sie die göttliche Wesenheit und Gottes Eigenschaften nicht kennen, kommen sie zu tausend Ungereimtheiten und verwickeln sich in viele Widersprüche. In ihren heiligen Büchern, die sie Wedas, d. i. das wesenhaft wahre Wort, nennen, sprechen sie von Gott als einem geistigen und unendlichen Wesen, behaupten aber zugleich, die Sonne sei ihr Gott; der Sonnengott sei der Schöpfer aller Dinge und in gewissem Sinne der unbeschränkte Herr. Sie beten ihn an, indem sie sich bei Sonnenaufgang und -untergang auf die Erde niederwerfen. Die Brahminen, die als echte Epikureer mehr an den Bauch als an die Sonne denken, haben in ihre heiligen Bücher, die Purana, den Satz eingefügt, gekochter Reis sei der wahre Gott; sie beten ihn deshalb an, bevor sie ihn verzehren. Dieselben Brahminen, die als die Urheber der heiligen Bücher auch die einzigen sind, die sie studieren und erklären, haben unter

[1] La Mission du Maduré III 337.

andern auch diesen Artikel aufgenommen, daß das höchste Wesen, das sie Parabaravastan nennen, der Buchstabe O oder Om sei, und sie behaupten, wenn jemand seinen Atem zurückhaltend und an Gott denkend den Buchstaben O ausspreche und dann sterbe, werde er sicher zur ewigen Herrlichkeit gelangen; die Seele verlasse dann den Körper durch die Spitze des Hauptes, durcheile die Sonnenkugel und gehe geradeswegs in den Himmel ein.

Der größte Irrtum der hiesigen Heiden besteht darin, daß sie eine falsche Dreiheit, die sie sich ausgedacht, annehmen und anbeten. Sie reden von einer Frau namens Paraschakti (höchste Macht), der Mutter dreier Söhne. Dem ersten, der mit drei Köpfen geboren wurde, gab sie den Namen Brahma; sie verlieh ihm die Macht, alles zu erschaffen und auf eines jeden Haupt zu schreiben, was er während seines Lebens tun müsse. Gemäß dieser Schrift vollziehe sich alles; selbst Brahma im Verein mit allen Göttern könne das nicht verhindern. Dem zweiten Sohn, der auf einer schrecklichen Schlange mit fünf Köpfen ruht und in einem Meer von Milch wohnt, gab die Mutter den Namen Wischnu und vertraute ihm an, alles zu erhalten, was sein Bruder geschaffen habe. Dieser Wischnu soll neunmal inkarniert sein, in einem Fisch, in einer Schildkröte, einem Schwein, einem Ungeheuer, das halb Mensch, halb Löwe ist, in einem Zwerg, dreimal in einem Menschen namens Rama und einmal in einem Menschen namens Krischna. Später soll er noch die Gestalt eines Pferdes annehmen. Dem dritten Sohn, der seine eigene Mutter heiratete, gab sie den Namen Schiwa und verlieh ihm die Macht, alles zu zerstören, was seine Brüder geschaffen und erhalten haben. Von ihren Göttern erzählen sie die scham-

losesten Dinge, die Gottes, der ja seiner Wesenheit nach die Güte ist, und auch der Menschen, die doch nach dem Licht der Vernunft leben sollen, durchaus unwürdig sind und unter Christen nicht einmal genannt werden sollen.

Neben dieser falschen Dreiheit nehmen die Heiden Maduras noch 330 Millionen Götter an; die Seelen der Menschen, die Gestirne, die Elemente, die Schlangen, die Elefanten, Kühe und Pferde haben sie zu Göttern erhoben und erweisen ihnen göttliche Verehrung. Sie ehren ihre Götzen in derselben Weise, wie ihre geistlichen Lehrer und Könige. Sie legen beide Hände zusammen, erheben sie bis über das Haupt und werfen sich ein- bis dreimal nieder, so daß sie mit der Brust die Erde berühren; dann sagen sie stehend oder mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzend, aber niemals kniend ihre Gebete her.

Sie bringen ihren Götzen auch Opfer dar. Die gewöhnlichste Art der Opfer wird Pusei genannt. Man wäscht das Götzenbild, schmückt es mit Blumen und Sandelholz und läßt durch einen Priester gekochten Reis davor aufstellen. Oft auch lassen sie durch des Priesters Hand Blumen oder wohlriechende Kräuter auf das Götzenbild werfen; diese Art der Opfer heißt Aradnei.

Seltener sind die blutigen Opfer, Peli genannt. Ziegen, Büffel oder Schweine werden dem Götzen zu Ehren geschlachtet, aber nicht in einem Tempel, sondern außerhalb desselben auf einem Altar, der dafür bereit steht. Der Priester muß, ehe er eines dieser Opfer darbringt, fasten, sich waschen und eine Reihe anderer Zeremonien vornehmen, die einzeln zu beschreiben zu weit führen würde.

Die ganze Heidenwelt in diesen Königreichen teilt sich in zwei große Sekten, die stets um den Vorrang streiten. Die

einen sind Anhänger des Wischnu, die andern des Schiwa. Die Wischnuiten tragen auf den Schultern ein Zeichen, das mit einem glühenden Eisen aufgebrannt ist, auf der Stirn bringen sie sich mit weißer Asche mehrere senkrechte Striche an, ebenso am Hals, auf der Brust, an den Armen, den Schultern und dem Rücken. Die Anhänger des Schiwa malen sich mit Asche von Kuhmist ein anderes Zeichen auf die Stirn, die Brust und den Hals. Jede der beiden Sekten behauptet, nur in ihr könne man Verzeihung der Sünden und das Heil erlangen; doch gibt es auch Heiden, die sagen, beide Sekten seien gleich gut; sie würden besser sagen: gleich schlecht. Die Brahminen der einen Sekte können nicht zu der andern übertreten; jeder muß bei der bleiben, der seine Vorfahren angehörten. Diese Vorschrift verpflichtet die andern Kasten auch, jedoch nicht so streng. Den beiden Götzen Wischnu und Schiwa hat man große und kostbare Tempel erbaut, die fast alle nach demselben Plan ausgeführt sind. Die größten und bedeutendsten sind ringsum mit einer Mauer umgeben, die vier Tore hat. Über den Toren erheben sich ebensoviele Türme von pyramidenartigem Aufbau; an diesen entfalten sie die größte Pracht. Im Innern sind die Tempel niedrig und schmutzig. Es besteht nämlich die Gewohnheit, die Säulen und die Götzenbilder mit einem Öl zu beschmieren, das sie schwarz und häßlich macht. Vor den Toren der Tempel finden sich gewöhnlich schöne Teiche, in denen die Heiden ihr Bad nehmen, ehe sie den Tempel betreten. Mit Schuhen an den Füßen dürfen sie nicht in den Tempel hineingehen; es ist gleichfalls verboten, innerhalb der Pagode auszuspeien oder Tabak zu rauchen. Solches zu tun, wäre ein Greuel in den Augen des rechtgläubigen Hindu. In der Nähe der Tempel sind die Triumphkarren (Sapram)

untergebracht, große kostbare Wagen, aus festem Holz gebaut und mit wunderbarem Schnitzwerk geschmückt. Wüste, aber in feinster Reliefarbeit ausgeführte Figuren bedecken sie nicht selten über und über. Auf diesen Karren führt man an bestimmten Tagen Götzenbilder in Prozession durch die Straßen der Stadt. Nicht von Pferden oder Elefanten werden sie gezogen, sondern von Menschen, Parias oder Paller. Einige dieser Wagen sind von solcher Größe, daß viele Menschen nötig sind, sie in Bewegung zu setzen."

In diesem Land, unter diesen fremdartigen Menschen mit ihren eigentümlichen Sitten wollte P. de Britto seines Amtes als Apostel walten. Manche seeleneifrige Männer hatten schon vorgearbeitet und in etwa die Wege geebnet.

Sechstes Kapitel.

Die Mission von Madura bis zur Ankunft des P. de Britto.

Die später so blühende Mission von Madura hatte sehr bescheidene Anfänge. Ihr eigentlicher Begründer war P. Robert de Nobili, einer der berühmtesten Missionäre des 17. Jahrhunderts. Aus einer angesehenen toskanischen Adelsfamilie entsprossen, trat er schon früh in den Jesuitenorden und kam, von apostolischem Eifer getrieben, nach Indien. Bald nach seiner Ankunft (Dezember 1606) wurde er nach Madura gesandt, der damaligen Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs. Hier war schon seit 1595 P. Gonsalez Fernandez auf dem Posten. Er sollte sich der christlichen Paraver, die von der Fischerküste des Handels wegen hierhin kamen, annehmen und zugleich auf

Wege sinnen, wie die Badager, Bauern, die vom Norden her ins Innere von Madura eingewandert waren, für das Christentum gewonnen werden könnten. Mit der Genehmigung des Nayakar (des Königs) hatte P. Gonsalez Fernandez in der Königsstadt eine kleine Kapelle und Priesterwohnung gebaut, konnte aber trotz seines heiligmäßigen Wandels und seines Eifers keinen Einfluß auf die heidnische Bevölkerung erlangen. Der Grund lag darin, daß er sich nach europäischer Art kleidete und lebte und von allen als Phirangi angesehen wurde. Phirangi galt aber als gleichbedeutend mit Paria. Die Phirangi verkehrten ja mit den verachteten und unreinen Parias; sie aßen Fleisch, selbst Rindfleisch, der schrecklichste Greuel, den ein Hindu sich nur denken kann, und genossen berauschende Getränke. Von einem Phirangi wollten nicht einmal die Parias sich in der Religion unterrichten lassen. „Die Heiden von Madura", sagt P. de Britto in dem schon angeführten, unveröffentlichten Brief vom 9. Mai 1684, „glauben fest, soviel übertreffe jemand einen andern an Geist, als er ihn an Adel überragt. Nur die, die den Brahminen an Adel gleichstehen, können das Gesetz Gottes und die Wissenschaft lernen und lehren. Wer einer niedrigen Kaste angehört, ist darum schon unwissend und kann nicht als Lehrer anderer auftreten. Er mag reich und mächtig sein, als ein Weiser wird er nicht angesehen. Adel und Weisheit gehören zusammen: wie einer nicht zugleich hoch und niedrig sein kann, so auch nicht zugleich niedrig und weise."

P. de Nobili war nach Madura gekommen, um dem P. Fernandez zu helfen. Zuerst gab er sich daran, die Tamilsprache vollkommen zu erlernen. Oft besprach er sich mit seinem Mitbruder über die beständigen Mißerfolge und über

deren Gründe. Es ward ihm klar, der Missionär dürfe nicht mehr als Phirangi auftreten; er müsse den Verkehr mit den Europäern ganz aufgeben und sich den Gebräuchen des Volkes vollkommen anbequemen. Sodann komme es, so sagte er sich, vor allem darauf an, die Brahminen für das Christentum zu gewinnen; von ihrer Bekehrung hänge die des ganzen Volkes ab. Die Brahminen aber und die höheren Kasten müsse man zu Christen machen, ohne ihnen ihre Vorzugsstellung zu benehmen; man müsse ihnen ihre Kastengebräuche belassen, soweit sie nicht götzendienerischer oder abergläubischer Natur seien. P. de Nobili ging ans Werk. Er beriet alles mit seinen Obern, und nur mit ihrer Gutheißung faßte er seinen Plan. Bei den Heiden gab es unter den Brahminen sog. Sanyassi, die dem äußern Anschein nach ein sehr strenges Leben führten und bei ihren Kastengenossen wie beim übrigen Volk ihrer Absonderung und ihrer Abtötung wegen in hohem Ansehen standen. P. de Nobili bequemte sich ihrer Lebensweise möglichst genau an, zog sich von jedem Verkehr, auch vom Zusammenleben mit seinem Mitbruder, zurück und legte die Kleidung der Sanyassii an: ein langes Gewand von rötlich-gelber Farbe und eine Baumwollschnur, die von den Schultern über die Brust herabhing. Er ließ sein Haar lang wachsen und knotete es im Nacken zu einem Schopf. Er begann Ohrringe zu tragen und gebrauchte eine Art von Holzsohlen an Stelle der Schuhe. Jeden Tag in der Frühe nahm er ein Bad, enthielt sich alles dessen, was Leben gehabt hatte, der Fleisch- und der Fischspeisen und der Eier. Nur einmal des Tags, gegen 4 Uhr abends, genoß er Speise. Reis, in Wasser gekocht, Milch, Butter und Gemüse bildeten seine einzige Nahrung. Bedienen ließ

er sich nur von Brahminen. Denen, die sich an ihn wandten und ihn über seine Herkunft befragten, gab er zur Antwort, er sei ein römischer Sanyassi.

Die Kunde von dem fremden Sanyassi verbreitete sich bald in der ganzen Stadt. Man besuchte ihn und fand bestätigt, was man gehört; man sprach mit ihm und wunderte sich über die Geläufigkeit, mit der er das Tamil und das Sanskrit sprach, über seine Vertrautheit mit den Wedas, den heiligen Büchern der Hindu. Man befragte ihn über die tiefsten Fragen, über das Wesen Gottes, über dessen Einheit, über den Ursprung der Seele und der Welt, über das Ziel und Ende des Menschen. Langsam ging die Saat auf. Im Jahre 1607 hatte der Pater die Freude, zehn, im folgenden Jahr vierzehn, dann gar sechzig Heiden, teils Brahminen, teils Angehörige höherer Kasten in die Kirche aufzunehmen. Aber bald erhoben sich Schwierigkeiten von allen Seiten, schreibt der Provinzial, P. Laertio, am 6. Dezember 1610, Schwierigkeiten von seiten mancher Missionäre aus andern Orden, von seiten des Bischofs von Cochin, von seiten seiner eigenen Mitbrüder (besonders des P. Fernandez, der eine Denkschrift nach der andern gegen die neue Missionsmethode an die Obern schickte)."[1]

Auch die heidnischen Brahminen konnten nicht ruhig zusehen, wie der Einfluß des christlichen Sanyassi stetig im Wachsen begriffen war. Selbst einige von denen, die de Nobili in die Kirche aufgenommen hatte, ließen sich gegen ihn einnehmen. Man sagte ihnen immer wieder, sie seien von ihm betrogen worden; sie hätten durch die Taufe und

[1] P. Laertio bei L. Besse S. J., La Mission du Maduré (Trichinopoli 1914) 200.

dadurch, daß er bei Spendung derselben ihnen Salz in den Mund gelegt und sie mit seinem Speichel berührt habe, ihre Kastenangehörigkeit verloren. Natürlich verursachte all dieses dem eifrigen Missionär viel Kummer und Leid, um so mehr, als es in der Hitze der Anschuldigungen auch an Verleumdungen nicht fehlte. Der Provinzial P. Francisco, der dem P. Laertio im Amte folgte, erklärte sich gegen de Nobili; er verbot ihm aufs strengste, noch weitere Taufen zu spenden. Dieses Verbot blieb volle vier Jahre bestehen; erst im Jahre 1616 wurde es wieder aufgehoben. Ein Gefährte war dem Pater beigegeben worden in der Person des P. Vico, der das harte Leid mit ihm teilte. Während der vier Jahre, da sie nicht taufen durften, suchten sie die alten Christen im Glauben zu bestärken, und P. de Nobili benutzte die unfreiwillige Muße, um eine Reihe von Schriften in der Tamil-, Sanskrit- und Telugu-Sprache zu verfassen, die später äußerst großen Nutzen gestiftet haben. Im Jahre 1617 wurde nach dem Tode des P. Francisco ein neuer Provinzial ernannt. Dieser ließ alsbald den P. de Nobili zu sich kommen, damit er sich gegen die erhobenen Anschuldigungen auch mündlich verteidigen könne. Zu Fuß begab er sich nach Cochin. Als er vernahm, was man alles gegen ihn ausgesagt hatte, war er ganz niedergeschmettert. Er konnte sich aber vollständig rechtfertigen und hatte die Genugtuung, daß manche Ankläger ihre Aussagen als falsch und als Verleumdungen zurücknahmen. Inzwischen war von Rom der Befehl gekommen, man solle die neue Missionsmethode bei einer Zusammenkunft von Theologen unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Goa untersuchen. Die Versammlung war geteilter Ansicht; der Papst Gregor XV. entschied 1623 zugunsten des Missionärs.

Dieser konnte daher ruhig nach Madura zurückkehren und vorangehen wie zuvor. Die Arbeit in der Stadt Madura überließ er dem P. Vico; er selbst aber begab sich in den Bezirk von Salem, wo er eine neue Gemeinde gründete. Die Anfeindungen hatten dem Missionswerk sehr geschadet. Die von P. de Nobili ins Leben gerufene Bewegung war jahrelang zurückgehalten worden, der erste Eifer war geschwunden und es kam nicht zu der Entfaltung, die man hätte erwarten dürfen. Von 1607 bis 1640 mögen etwas mehr als 600 Angehörige höherer Kasten für das Christentum gewonnen worden sein[1].

Daneben wurden die niederen Kasten und die Parias nicht vernachlässigt. Wohl war es für die Sanyassi sehr schwer, sich mit den Parias abzugeben. Sie mußten immer befürchten, ihr Verkehr mit diesen möchte bekannt werden; dann war es um ihren Einfluß bei den Brahminen geschehen. Man mußte auf Mittel und Wege sinnen, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, und man fand sie. Im Jahr 1638 ging P. de Nobili nach Cochin, um die Frage mit den Obern zu besprechen. Man hatte ihm vorgeworfen, er vernachlässige die Parias, und doch waren viele Hunderte dieser armen Kastenlosen und Geächteten durch ihn bekehrt worden. Bei der Einrichtung der Mission, wie sie bestand, konnte allerdings nicht alles für die Parias geschehen, was wünschenswert war. Nur insgeheim und bei Nachtzeit durften sich die Missionäre der Arbeit für die Parias widmen. In der Stadt Madura lagen die Verhältnisse günstiger, weil dort für die Paraver und die Parias eine Kirche und ein portugiesischer Pater zur Verfügung standen. Aber im Innern

[1] P. Besse, La Mission du Maduré 203.

des Landes war das nicht der Fall. Und noch schien die Zeit nicht gekommen, da man sich über alle Vorurteile hinwegsetzen durfte. In Cochin wurde nach reiflicher Erwägung beschlossen, eine besondere Einrichtung zu treffen, die die Gutheißung des Erzbischofs von Cranganore und der Ordensobern fand. Neben den Brahminen-Sanyassi sollte eine Anzahl von Missionären als sog. Pandaram Swami auftreten, d. i. als Büßer niederer Ordnung, die, was Kleidung und Lebensweise anging, sich möglichst genau an die der Brahminen-Sanyassi hielten. Sie konnten öffentlich mit den Parias und den niederen Kasten verkehren, ohne sich bloßzustellen und ohne das Recht zu verlieren, mit den höheren Kasten Beziehungen zu unterhalten. Sie durften sich ohne Bedenken von Schudra bedienen lassen. In allem, was die Religion anging, konnten selbst die Brahminen mit ihnen in Verbindung treten, von ihrer Hand die Sakramente empfangen, sowie sich von ihnen unterrichten lassen. Allerdings besaßen sie nicht das Ansehen bei den Heiden, wie die Brahminen-Sanyassi, aber sicherlich bedeutete die Einführung dieser Klasse von Missionären eine große Förderung und Erleichterung der apostolischen Arbeit. P. Balthasar da Costa war der erste, der als Pandaram Swami wirkte; auch P. de Britto gehörte zu dieser Klasse. Zuerst arbeiteten die Brahminen-Sanyassi und die Pandaram Swami neben- und miteinander: allmählich aber traten die ersteren mehr zurück. Zeitweilig waren alle Missionäre Pandaram Swami. So gab es im Jahr 1677, wie der Katalog dieses Jahres ausweist, in der Mission von Madura zehn Pandaram und keine Brahminen-Sanyassi. Das war nicht das Wünschenswerte. Die Missionäre, von denen die meisten aus Demut die niedrigere

Stellung der Pandaram wählten, sahen wohl ein, daß für die Gewinnung der Brahminen für das Christentum die Einrichtung des P. de Nobili beibehalten werden müsse, und sie ließen nicht nach, in ihren Briefen an die Obern dieses zu betonen. Große Hilfe leisteten den Missionären die sog. Katechisten. Zuerst geschieht derselben Erwähnung in einem Brief des P. Balthasar da Costa aus dem Jahr 1643 an den damaligen Provinzial der malabarischen Provinz[1]. „Wir haben", so schreibt er, „großen Mangel an Missionären und suchen diese teilweise dadurch zu ersetzen, daß wir von dem Eifer unserer Neubekehrten für die Ausbreitung des Evangeliums Gebrauch machen. Einige von ihnen haben wir angestellt, die Christengemeinden während unserer Abwesenheit zu leiten, andere, um bei der Bekehrung der Heiden zu helfen. Damit sie sich ganz diesem großen und heiligen Werk widmen können, geben wir ihnen allmonatlich ein kleines Entgeld für ihren Unterhalt und den ihrer Familie."[2] „Wir haben", so fährt P. da Costa fort, „diese Einrichtung nicht erfunden, schon in Japan und anderswo bedienen sich unsere Patres solcher Katechisten mit dem größten Nutzen." Manche dieser Katechisten sind wahre Helden des Glaubens und der Nächstenliebe gewesen, erfüllt von echt apostolischem Eifer. Sie wurden aus allen Kasten genommen, begleiteten den Missionär auf seinen Wanderungen oder bereiteten die Wege für seine Ankunft.

---

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré II 318.

[2] Leider reichte das Geld, das für die Besoldung der Katechisten zur Verfügung stand, nicht weit. P. Balthasar da Costa und P. de Britto suchten in Europa eine Summe zusammenzubringen, um den Unterhalt einer größeren Zahl von Katechisten sicherzustellen.

Über das Leben der Missionäre, insbesondere der Pandaram, finden wir in den Briefen derselben genaue, bis ins einzelnste gehende Aufzeichnungen. P. Schiedenhofen, ein Deutscher, der im Jahre 1690 mit dem P. de Britto nach Indien fuhr, sagt in einem ungedruckten Brief vom 1. September 1691 (Ordensbesitz), die tägliche Nahrung der Missionäre sei Reis, in Wasser gekocht; dazu komme etwas Gemüse, das mit Butter zubereitet werde. Oft nehme man auch geronnene Milch zum Reis. Früchte dürften die Missionäre essen, aber sie seien weniger gesund und auch nicht überall zu haben. „Unser Tisch", fährt er dann fort, „ist der Fußboden; an Stelle der Teller muß uns ein großes Feigenblatt dienen; auf dieses legt der Diener den Reis, mit der rechten Hand vermischen wir ihn mit dem Gemüse oder mit der geronnenen Milch und führen das Gericht mit derselben Hand zum Mund." „Das Wasser", so berichtet ein anderer Missionär, P. Bouchet[1], „bildet unser einziges Getränk. In kalter Jahreszeit läßt es sich trinken, aber im Sommer, wenn die Teiche, in denen sich das Regenwasser angesammelt hat, auszutrocknen beginnen, wird es trüb und schlecht. Man gräbt dann auch Brunnen im Flußbett; doch das aus diesen geschöpfte Wasser ist so salzig, daß man es kaum trinken kann und zuletzt das schmutzige Teichwasser vorzieht." „Die Pandaram dürfen strenggenommen etwas Fleisch genießen; sie enthalten sich aber desselben, um nicht anzustoßen. Fischspeisen nehmen sie bei außerordentlichen Gelegenheiten"[2]. Als Wohnung dient eine Lehmhütte, arm und einfach, mit Stroh gedeckt. Den Eingang bildet gewöhnlich

[1] Welt-Bott Nr. 178.

[2] Brief des P. B. da Costa bei Bertrand, La Mission du Maduré III 4.

ein kleines, auf einer Seite offenes, etwa 3 Meter weites Vorhaus, wo der Missionär die Neubekehrten zu empfangen pflegt[1]. Bei langanhaltendem Regenwetter erweisen sich diese Lehmhütten als ungesund, da die Feuchtigkeit leicht eindringt; auch laufen sie dann Gefahr, weil die Mauern nicht fest sind, weggeschwemmt zu werden. Sein Licht erhält der Raum gewöhnlich durch die Türe allein. Die Hütte ist so niedrig, daß man darin kaum aufrecht stehen kann[2]. Als Bett dient eine Matte oder ein Tigerfell, das auf dem Boden ausgebreitet wird. Wenn es hoch geht, benutzt man ein Brett als Unterlage, um sich so besser gegen die Feuchtigkeit des Bodens zu schützen[3]. Spätere Missionäre sprechen von einigen Brettern, die man auf zwei Schragen oder hölzerne Böcke legte. P. Schiedenhofen[4] hatte ein großes Brett mit vier Stützen an den Ecken als Ruhelager. Weil es ziemlich hoch über dem Boden sich erhob, war es dem Gewürm und den Ratten nicht so leicht zugänglich.

Unsere Kleidung, so lesen wir in einem Brief des P. de Bourzes[5], besteht aus einem rotgelben Gewand. Wenn wir reisen, tragen wir einen langen Stab in der einen und ein kupfernes Wassergefäß in der andern Hand, damit wir in diesem heißen Land, wo man unterwegs selten trinkbares Wasser findet, vor Durst nicht vergehen. Statt der Schuhe bedienen wir uns hölzerner Sohlen, die nicht mit Riemen an den Fuß gebunden, sondern mittels eines Holzstückchens, das mit einem kleinen Riemen an das Brett befestigt ist, von den zwei größeren Zehen gehalten werden.

---

[1] Welt-Bott Nr. 178. [2] Ebd. Nr. 178

[3] P. B. da Costa bei Bertrand, La Mission du Maduré III 4.

[4] Ebd. [5] Welt-Bott Nr. 142.

Derselbe Pater berichtet auch über die Tätigkeit der Missionäre[1]. Die beschwerlichste Arbeit ist das Beichthören. So oft jemand beichtet, unterweisen wir ihn mit großem Fleiß von neuem über die Sakramente der Buße und des Altars und bereiten ihn so vor, als wenn er diese Sakramente zum erstenmal empfangen sollte. Wir erneuern mit ihm den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, Reue und Leid; ja er muß, nachdem er die Sünden gebeichtet, alle diese Tugendakte vor der Lossprechung andächtig wiederholen. Oft sind der Beichtkinder so viele, daß der Priester kaum Zeit findet, sein Brevier zu beten. Bisweilen kommen sie von sehr weit her, aus einer Entfernung von zwei und drei Tagereisen in Scharen von 200 bis 300, samt Frauen und Kindern. Sie können nicht lange verweilen, da die mitgebrachten Lebensmittel nur für kurze Zeit reichen; auch würden sie, wenn sie über die festgesetzte Zeit ausblieben, von ihren heidnischen Herren hart gestraft werden. Da bleibt dem Missionär nichts übrig, als den Tag über die Beichten der Frauen und die Nacht hindurch die der Männer zu hören. Hat er dies aber, wie in der österlichen Zeit, oft zu tun, so muß ihn Gott schon absonderlich stärken, damit er nicht unter der Last erliege.

Eine andere wichtige Arbeit ist der Besuch der Kranken. Vielmal wird der Missionär zugleich an vier oder mehr Orte gerufen, die weit voneinander liegen. Kaum kehrt er von einem Dorf heim, so wird er schon zu einem andern abgeholt. Nicht selten kommt es vor, daß er nach einem beschwerlichen Gang durch Kot und Gestrüpp, durch Bäche und Flüsse den Kranken bei seiner Ankunft gesund und

[1] Welt-Bott Nr. 142.

munter vorfindet. Sobald nämlich ein Christ sich unwohl fühlt, sendet man sogleich zum Priester, wenn auch keine wirkliche, sondern nur eine eingebildete Gefahr vorhanden ist.

Wir besuchen auch unsere weit und breit zerstreuten Christen, um ihnen Gottesdienst zu halten, sie im Glauben zu unterweisen, ihnen die Sakramente zu spenden, ihre Kranken zu versehen, die Neubekehrten zu taufen, Händel zu schlichten, Verfolgungen abzustellen und was dergleichen mehr ist. Will man in Indien reisen, so kocht man zuerst Reis in Wasser; das Wasser ist gut als Getränk; man nimmt es samt dem Reis mit auf den Weg. Beides kann aber nicht lange aufbewahrt werden, da es bald sauer und ungenießbar wird.

Man mag reisen, in welcher Jahreszeit man will, man wird immer genug zu leiden haben. Im Sommer von der Sonne, die dergestalt heiß brennt, daß es etliche Monate unmöglich ist, von 10 Uhr morgens bis 2 Uhr nachmittags an die freie Luft zu gehen, weil man keinen Atem schöpfen könnte, sondern ersticken würde. Ich kenne einen Missionär, dem die Sonnenstrahlen mehr als dreißigmal die Haut im Gesicht verbrannt und abgeschält haben. In der Regenzeit sind wir alsbald durchnäßt, da wir nur ein dünnes Kleid aus Baumwolle tragen. Bei Tage macht das nicht viel. Wenn uns aber die Nacht an einem abgelegenen Ort überfällt, wo weder Stroh, noch Holz, noch Feuer zu finden ist, müssen wir uns in den nassen Kleidern auf die feuchte Erde niederlegen.

Manche Unannehmlichkeiten bereiten die angeschwollenen Flüsse während der Monsune. Brücken gibt es hierzulande nicht. Die Indier sind insgemein gute Schwimmer und

setzen auf einem Bund Stroh oder Röhricht leicht über den breitesten Fluß. Muß der Missionär hinüber, so binden seine Begleiter fünf oder sechs Bündel Reisig mit Stricken zusammen, setzen ihn darauf und treiben ihn schwimmend ans andere Ufer. Oder sie bedienen sich einer langen Stange. Zwei Indier ergreifen je ein Ende mit der einen Hand, während sie mit der andern sich über Wasser halten und fortbewegen; der Missionär hält sich mit beiden Händen an der Stange und wird so über den Fluß hinübergezogen. Man nimmt auch wohl einen großen irdenen Krug, füllt ihn bis zur Hälfte mit Wasser, verschließt die Öffnung, faßt ihn mit beiden Händen und rudert mit den Füßen durch den Fluß.

Jeder Missionär hat einen weiten Landstrich und verschiedene Kirchen zu versehen, denen bei seiner Abwesenheit die Katechisten vorstehen. Je mehr Katechisten ein Missionär unterhalten kann, eine desto größere Zahl von Heiden wird er zum wahren Glauben bekehren. Zu gewissen Zeiten ziehen wir von einer Kirche zur andern, um die Neubekehrten zu taufen und den Gläubigen die heiligen Sakramente zu spenden. Bei jeder Kirche haben wir eine kleine Hütte, in der wir abzusteigen pflegen, bisweilen auch bei der Hütte ein Gärtlein. Unterwegs nehmen wir unser Nachtlager entweder in dem Haus eines Christen, wenn wir einen solchen treffen, oder bei einem wohlwollenden Heiden oder in den Madamen, d. i. leeren Herbergen, die allen Fremden jederzeit offen stehen und die Gasthäuser, von denen man hier nichts weiß, einigermaßen ersetzen. In einigen derselben verabreicht man den Brahminen Speise und Trank; in andern nur Milchmolken oder Kanji, d. i. Wasser, in dem Reis gekocht ist. Meistens kann man

nichts haben als Wasser und Holz, alles übrige muß man selber beschaffen.

Was die Taufen angeht, so darf keiner die Kinder heidnischer Eltern taufen, ohne daß diese ihre Zustimmung geben und die christliche Erziehung gestatten. Doch werden jedes Jahr viele unmündige Kinder auf dem Sterbebett (durch das Wasser der Wiedergeburt von dem ewigen Tode) ohne Wissen und Willen der Eltern durch die Katechisten und andere Christen, die in der Art und Weise zu taufen vollkommen unterrichtet sind, unter dem Vorwand einer Leibesarznei gerettet. Die christlichen Eltern sind selber besorgt, daß ihre neugeborenen Kinder nicht ohne die heilige Taufe sterben [1].

Das Leben der Bekehrten war sehr erbaulich. „Es ist nicht zu beschreiben, wie großen Abscheu sie vor der Sünde haben. Ein Priester hört öfter die Beichte vieler Personen, die aus Reueschmerz Tränen vergießen, während er kaum etwas findet, wovon er sie lossprechen könnte." Die Missionäre schreiben der Neubekehrten reines Leben den täglichen Gebetsübungen zu. An den Sonn- und Festtagen verdoppeln sie diese; ja manche Christen bringen dann beinahe den ganzen Tag in der Kirche zu. Wenn sie vom Gottesdienst heimgehen, erwählen die, so miteinander einen Streit oder Handel haben, aus den angesehensten Christen vier Schiedsmänner und einen Katechisten zum Richter; was diese dann entscheiden, ist und bleibt für sie endgültig. An den gebotenen Feiertagen erscheinen sie fleißig beim Gottesdienst, sogar diejenigen, die weit von der Kirche entfernt wohnen.

---

[1] P. Bouchet, Welt-Bott Nr. 178.

Der Zulauf ist niemals zahlreicher als an den vornehmsten Festtagen. Dann versammeln sich alle samt Frauen und Kindern von weit und breit an einem Ort, wo ein Missionär anzutreffen ist, und kehren nicht eher heim, als bis ihre mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt sind. Die Reicheren lassen den Armen, die nichts zu essen haben, nichts abgehen; es werden sogar bei solchen Gelegenheiten einige Ausspender bestellt, die den Dürftigen täglich das Nötige zum Unterhalt austeilen. An dergleichen hohen Festen werden meist die erwachsenen Heiden feierlich getauft, und derer sind mancherorts so viele, daß der Tag nicht ausreicht, sondern die Nacht dazu genommen werden muß. Nicht selten muß der Priester sich die Arme vom Katechisten halten lassen, so müde werden sie. An solchen Festen belief sich die Zahl der Getauften oft auf 150, bisweilen auf 300, in Marava gar auf 500.

Über die Bekehrungsmethode der Jesuitenmissionäre von Madura haben wir ein wertvolles Zeugnis aus der Feder des Statthalters der französischen Kolonie Pondichery, Franz Martin, der aus eigener Erfahrung schöpfte. „Die von den Jesuitenmissionären getauften Christen", so schreibt er, „sind gründlich in den Wahrheiten der Religion unterrichtet; ich bemerkte einen großen Unterschied zwischen ihnen und denen, die von den Missionären anderer Orden unterwiesen wurden. Ich führe auch an, was ich von dem Karmeliter P. Pedro Paulo de S° Francisco selbst gehört habe. Es ist dies ein verdienstvoller Ordensmann aus einer angesehenen neapolitanischen Familie. Er kam nach Indien, wo sein Orden östlich von Cochin und in andern Gegenden Malabars eine Mission hat. Er besuchte von Malabar aus die Madura-Mission, benahm sich aber dort sehr unvorsichtig. Er wurde

sofort als Europäer erkannt. Nach zwei- bis dreimonatlichem Aufenthalt daselbst kam er nach Pondichery. Bei den Unterhaltungen, die ich mit ihm hatte, rühmte er die Gelehrigkeit und den Eifer der Christen von Madura; auch sprach er sich anerkennend über die Sorgfalt aus, mit der die Missionäre zu Werke gehen. Sie taufen keinen, ohne daß er eingehenden Unterricht genossen und sich eine gründliche Kenntnis der Wahrheiten des katholischen Glaubens angeeignet hat."[1] Das Zeugnis des Karmeliters wiegt um so schwerer, als er glaubte, er sei in der Mission von den Katechisten ungebührend behandelt worden. Diese hatten ihn seiner Tracht und seines Auftretens wegen für einen Phirangi angesehen und demgemäß aufgenommen.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts verfloß verhältnismäßig ruhig; die neu erstandene Madura-Mission war von äußeren Bedrängnissen wenig heimgesucht. Bis in die letzten Regierungsjahre des Königs von Madura, Tirumala Nayakar, herrschte dort wie in den Königreichen Tanjore und Gingi Friede. Wohl versuchten die Brahminen kleine Christenverfolgungen heraufzubeschwören, aber die Missionäre und die Christen fanden in Tirumala einen Beschützer. Er war ein friedliebender, kunstsinniger Herrscher. Der Palast, den er in Madura erbaute, galt als eines der herrlichsten Bauwerke, das der Süden Indiens aufzuweisen hatte. Die Ruinen geben davon noch heute Zeugnis. Es heißt, Tirumala habe sehr zum Christentum hingeneigt, und nur die schweren sittlichen Anforderungen, die das Christentum stellt, hätten ihn abgehalten, sich zu demselben zu bekennen. Gegen das

[1] Bruchstücke des Tagebuchs, zuerst veröffentlicht im Bombay Examiner 1909 n. 252.

Ende seiner Regierung (er starb 1659) geriet er in ein Zerwürfnis mit seinem Lehnsherrn, dem König von Bisnagar, dem er den Tribut mehrere Jahre hindurch vorenthalten hatte. Es kam zum Krieg zwischen Madura und Bisnagar; auch Tanjore und Gingi griffen ein, und wieder und wieder wurden alle drei Königreiche von der Kriegsgeißel getroffen. Bald standen sich Bisnagar und Madura, bald Tanjore und Madura gegenüber; bald auch rüstete sich der westliche Nachbar, der König von Maissur, um den an sein Reich stoßenden Teil von Madura zu besetzen. Madura, Tanjore und Gingi waren meist der Kriegsschauplatz. Mit dem Krieg kamen Hungersnot und Pest als unausbleibliche Folge über ganze Teile der Königreiche. Krieg und Hungersnot kennzeichneten die äußere Lage des Landes, als P. de Britto seine Missionstätigkeit begann; so blieb es bis zum Ende der achtziger Jahre.

Die Mission hatte sich im Laufe der Zeit, besonders seit der Einführung der Pandaram Swami sehr ausgedehnt. Anfangs nur beschränkt auf die beiden Hauptstädte Madura und Tiruchirapalli, hatte sich die Tätigkeit der Missionäre nach Westen, Norden und Nordwesten weithin ausgebreitet. Schon im Jahre 1674, als P. de Britto nach Colei kam, bestanden neun Residenzen oder Hauptstationen, wo ein oder zwei Patres wohnten und von denen aus die umliegenden Christengemeinden besorgt wurden. Es waren dies im Königreich Gingi: Agaram, Callur und Colei; in Tanjore: Nandavanam; in Madura: Colupati, Mulipatl, Vadugerpati, Anakareipalam, und in Maissur: Satyamangalam.

Siebtes Kapitel.

Erste Arbeiten in der Mission: Colei und Tattuvancheri. 1674—1679.

Nach diesen längeren Ausführungen kehren wir zu unserem Seligen und seiner Tätigkeit zurück.

Glücklich waren die beiden Patres Freire und de Britto in Colei angekommen. Dort gesellte sich bald P. Ignatius da Costa zu ihnen. P. Freire, dem eigentlich der Bezirk von Nandavanam im Königreich Tanjore unterstellt war, blieb vorläufig bei den beiden Patres, damit sie sich unter seinen Augen und seiner Leitung an die neue Arbeit gewöhnten. Zuerst hieß es natürlich, die Tamilsprache, nicht bloß wie sie von den Parias, sondern auch von den Brahminen gesprochen wurde, vollkommen zu erlernen. P. de Britto war noch jung und sein Gedächtnis frisch; sein Ohr gewöhnte sich rasch und leicht an die fremdartigen Laute. Nicht lange dauerte es, da mußte er schon mit Hand anlegen. Es brach nämlich infolge der Kriegswirren und der daraus sich ergebenden Not eine pestartige Krankheit aus, die im ganzen Königreich Gingi zu wüten begann. Unmöglich hätte P. Freire in den vielen verseuchten Dörfern allein die Arbeit bewältigen können. P. de Britto half, soviel er vermochte. Er brauchte ja nicht zu predigen, da Gott selber durch die Krankheit predigte. Vielen hat er die heilige Taufe und die übrigen Sakramente gespendet; der Gefahr für sein eigenes Leben achtete er nicht, sein mutiges Herz kannte keine Furcht. Bei seinen Krankenbesuchen in Colei und den umliegenden Dörfern kam er zum ersten Male in Berührung mit den heidnischen

Götzenpriestern und lernte ihren tiefen Haß gegen die christliche Religion kennen. Diese Feinde des Christentums suchten die Gesunden und Kranken gegen die Missionäre einzunehmen. Insgeheim und öffentlich sagten sie, die Christen hätten durch ihren Abfall von der Religion ihrer Vorfahren diese Züchtigung heraufbeschworen; nur wenn alle zum Götzendienst zurückkehrten, würden die Götter die Geißel abwenden. Allen, auch den Christen, boten sie geweihte Asche an. Falls sie mit dieser sich beschmierten und den Gott Schiwa anriefen, würden sie vor der Ansteckung sicher sein, und wenn erkrankt, nicht sterben. Der Pater sah aber auch den Eifer und die Glaubenstreue der Christen. Sie wiesen die ihnen von den Götzenpriestern angebotene Asche ab und erwiderten, daß sie nur von ihrem Heiland und Herrn Jesus Christus Leben und Heil erwarteten. Vor allen tat sich ein Katechist namens Gaudentius hervor. Dieser war erst einige Jahre vorher zum wahren Glauben bekehrt worden. Er lebte nicht nur nach den Geboten des Glaubens, sondern trat auch mutvoll für denselben ein und verteidigte ihn gegen die Götzenpriester. Mit P. de Britto durcheilte er die Dörfer, in denen die Pest wütete, und stärkte die Neuchristen im Glauben. Endlich wurde er selbst von der Seuche ergriffen und starb als ein Opfer der Nächstenliebe. Sehr lange blieb P. de Britto nicht in Colei. Der Bezirk, der zu dieser Station gehörte, konnte nicht mehr von einem Mittelpunkt aus missioniert werden; die Zahl der Dörfer, in denen sich kleine Christengemeinden gebildet hatten, war trotz der widrigen Zeitverhältnisse sehr schnell gewachsen und eine Teilung in zwei Bezirke notwendig geworden. Diese erfolgte im Jahre 1676. An Stelle von Colei bestimmte man Coronapatti, mehr nach

Norden gelegen, zum Mittelpunkt des nördlichen Bezirks. Der südliche Teil erhielt Tattuvancheri, das nach Osten, nördlich vom Fluß Coleron, gelegen war, zum Zentrum. Dieser südliche Bezirk wurde dem P. de Britto anvertraut; 1676 reiste er in seinen neuen Wirkungskreis. Es lag ihm viel daran, die Landvögte, in deren Bezirk er arbeiten wollte, zwei Brüder, für sich günstig zu stimmen: um so mehr, da manche seiner Christen in deren Diensten standen oder deren Äcker bebauten. Er ging deshalb, begleitet von einigen christlichen Brahminen, an den Ort, wo sie wohnten, um ihnen seine Aufwartung zu machen. Beide nahmen ihn mit allen Ehren auf. Durch die ungezwungene Liebenswürdigkeit, die dem Seligen nach den Worten des Herrn Martin im Umgang eigen war, wußte er die beiden Heiden für sich einzunehmen. Sie gewährten ihm volle Freiheit, in dem ihnen unterstellten Bezirk die christliche Lehre zu verkünden, und sicherten ihm und seinen Christen ihren Schutz zu. Auch später gaben sie ihm öfters Beweise ihres Wohlwollens und baten um sein Gebet. Leider gingen sie darüber nicht hinaus und entsprachen nicht den Hoffnungen, die man hegen zu dürfen glaubte. „Die Ketten", sagt P. Freire[1], da er dieses berichtet, „die sie an die Wollust fesseln, sind vielleicht noch stärker als jene, die sie unter dem Joch des Götzendienstes halten."

Tattuvancheri, der Ort, wo P. de Britto seinen Aufenthalt nehmen sollte, war ein einsames, abgelegenes Dorf. Es bot dem Missionär einige wertvolle Vorteile. Zuerst hatte er hier bessere Gelegenheit, unbemerkt sich der Parias

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 274.

anzunehmen und mit ihnen zu verkehren, als dieses in einer größeren Ortschaft hätte geschehen können. Sodann bot die Abgelegenheit des Ortes wenigstens einige Sicherheit und Ruhe in den Kriegen, die das ganze Land in Schrecken setzten. Gerade, als P. de Britto nach Tattuvancheri kam, lag der König von Madura in Fehde mit Ekoji, dem König von Tanjore. Ekoji war ein Marathe aus dem nördlichen Dekhan Mittelindiens, ein Bruder des berühmten Marathenkönigs Schivaji. Mit Gewalt hatte er sich auf den Königsthron von Tanjore geschwungen. Darüber kam Schivaji vom Norden her ins Land, zuerst nach Gingi, dann bis zu den Grenzen von Tanjore. Er nahm seinen Bruder Ekoji gefangen, doch diesem gelang es, sich zu befreien. Er raffte ein Heer zusammen, rückte dem abziehenden Schivaji nach Gingi nach und schlug ihn, wurde aber dann in einen Hinterhalt gelockt und selber besiegt. Jetzt, wo der König von Madura und das Heer Schivajis gegen seine Hauptstadt vorrückten, konnte sich Ekoji nur dadurch retten, daß er dem Schivaji eine bedeutende Summe Geldes zahlte und mit ihm Frieden schloß. Schivaji befestigte nun seine Herrschaft in Gingi, indem er die Hauptorte zu starken Plätzen ausbaute. Die Kosten mußte das Land selber decken; es wurde völlig ausgeplündert. In gleicher Weise wurde Tanjore gebrandschatzt von seinem eigenen Herrscher, der sich durch erbarmungsloses Aussaugen seines schon verarmten Landes für die Summe schadlos hielt, die er dem Schivaji hatte zahlen müssen. Um das Unglück vollzumachen, kam gegen Ende des Jahres 1677 eine furchtbare Überschwemmung infolge von Wolkenbrüchen, wie sie im November und Dezember in Madura nicht selten sind. „Ganze Dörfer", erzählt uns

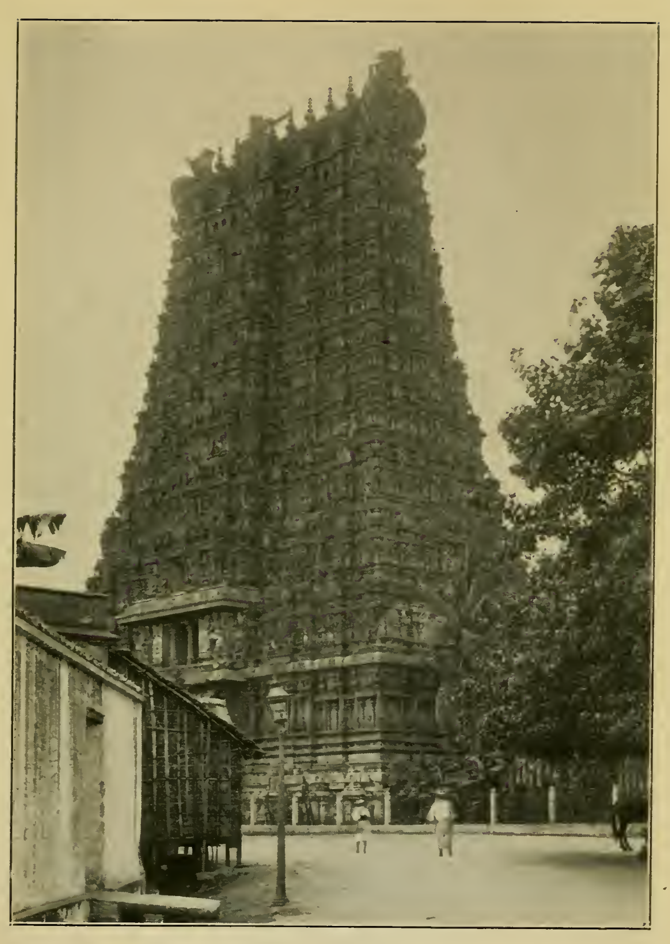
P. Freire[1], „wurden weggeschwemmt, zahllose Menschenleben gingen zugrunde. Es folgten dann Hungersnot und Pest im Geleit. Räuberbanden zogen durch das Land und machten alles unsicher."

Kaum war P. de Britto in seinem neuen Wirkungskreis Tattuvancheri heimisch geworden, als er anfing, die umliegenden Christengemeinden der Reihe nach zu besuchen. Allerdings konnte er nicht alles so besorgen, wie er es gewünscht hätte. Er schreibt darüber in einem Brief an P. Freire[2] also: „Die Unruhen und die Verwirrung, die der Krieg gebracht hat, sowie die Raubzüge der Truppen des Schivaji haben mich daran gehindert, alle unsere Christengemeinden zu besuchen; auch konnten unsere Christen nicht so zahlreich nach Tattuvancheri kommen, als ich erwartet hatte. Von 600 Katechumenen, die vollständig unterrichtet und vorbereitet waren, haben nur 390 das Sakrament der Taufe empfangen." In demselben Brief gibt er einige interessante Einzelheiten aus dem Missionsleben. Er schreibt: „Ein junger Bursche aus Tirupurambiam, erst 16 Jahre alt, hatte trotz des Widerspruchs seiner ganzen Familie am Unterricht der Katechumenen teilgenommen. Nach sechsmonatiger Prüfungszeit erhielt er, was er wünschte; er wurde mit den andern Katechumenen in die Kirche aufgenommen. Die Heiden spotteten und lästerten; aber die Verfolgungen dienten nur dazu, seinen Glauben zu stärken und seinen Starkmut in hellem Licht erstrahlen zu lassen. Kurz nachher wurde er schwer krank; sogleich schrieben die Götzendiener seine Erkrankung der Rache der beleidigten Götter zu und verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zum

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 272. [2] Ebd. III 274.

Abfall zu bringen. Der junge Christ war betrübt über die Torheit und die Verstocktheit der Heiden, faßte ein festes Vertrauen auf die Fürbitte des hl. Franz Xaver und machte ein Gelübde zu seiner Ehre. Er wurde vollständig geheilt. Er kam zur Kirche gelaufen, die einige Wegstunden entfernt war, beichtete und empfing die heilige Kommunion zur Danksagung für die große Wohltat, die Gott ihm erwiesen hatte. Mehrere Augenzeugen und die Mutter des jungen Christen selbst bestätigten mir die Wahrheit dieses Berichtes. Die Mutter bereitet sich seitdem auch auf den Empfang der heiligen Taufe vor. In einem Dorf namens Marayam erkrankte ein Heide gefährlich; er hörte auf den Rat eines nahen Verwandten, der nicht lange vorher Christ geworden war, und ließ sich taufen. Bald danach starb er, ruhig und freudig. Einige Heiden waren beim Tod zugegen, unter ihnen auch ein Götzenpriester. Im Augenblick, als der junge Mann verschied, sagte dieser Götzenpriester, ganz hingerissen von Verwunderung: ‚Seht ihr die Seele des Christen nicht, wie sie sich gen Himmel erhebt? O, welche Pracht, welche Herrlichkeit! Wie schön ist seine Seele: auf einem Triumphwagen fährt sie empor, umstrahlt von blendendem Licht.‘ Dreißig Heiden, die diese Worte ihres Priesters hörten, zogen die Folgerung daraus, ließen sich unterrichten und sind seitdem getauft worden; manche andere werden ihnen folgen; sie stehen schon in der Vorbereitung. Aber jener Götzenpriester, der nach Gottes Willen für sie das Werkzeug der Bekehrung und ein Spender des wahren Lichtes gewesen war, ist noch heute in der Finsternis seines Unglaubens.“

Eine Brahminin aus Mattur, die unter ihren Verwandten mehrere Christen zählte, wurde seit vielen Jahren schrecklich



Pagode in Madura.



Am Ufer des Caveri (im Vordergrunde alte Pagode).

vom bösen Feind gequält. „Sie bat mich", erzählt P. de Britto, „ihr doch zu helfen; sie könne es nicht mehr aushalten. Ich sandte ihr etwas gesegnete Asche und ließ ihr sagen, der Gebrauch dieser Asche könne ihr unter der Bedingung helfen, daß sie sich ganz von ihrem Götzendienst lossage, den wahren Gott allein anbete und ihr ganzes Vertrauen auf den Heiland Jesus Christus setze. Sie erklärte sich zu allem bereit, ließ sich ein wenig von der geweihten Asche aufs Haupt streuen und wurde plötzlich von ihrem Leiden befreit. Ihre Verwandten, angesehene Brahminen, haben mir dieses berichtet. Zwei Katechisten, die ich an den Ort sandte, um die genauen Umstände zu untersuchen, bestätigten deren Aussagen. Ob die Brahminin sich damit zufrieden geben wird, die Gesundheit des Leibes gefunden zu haben, oder ob sie der Einladung der Gnade ganz folgen wird, läßt sich noch nicht sagen; ich wage das letztere kaum zu hoffen. Manche Gnadenerweise, die unsern Christen zuteil geworden sind, könnte ich noch anführen. Nur eins. Eines Tages hatten sich Wolken von Heuschrecken in der Umgebung unseres Dorfes niedergelassen und drohten die ganze Ernte zu zerstören[1]. Ich segnete die Felder unserer Christen, besprengte sie mit Weihwasser und streute etwas geweihte Asche aus. Die Ernte der Christen blieb unversehrt, während die der Heiden vollständig vernichtet wurde."

In einem andern Brief an seinen väterlichen Freund, P. Freire, erzählt unser Missionär ein anderes Begebnis,

[1] Auch jetzt noch kommt die Heuschreckenplage in Indien vor. Die heranziehenden Schwärme verdunkeln den Himmel wie bei einem starken Schneesturm. Lassen sie sich auf den Feldern und den Bäumen nieder, so ist binnen weniger Stunden alles Grün auf Baum und Strauch und Feld vollständig aufgezehrt.

das wieder einen Beweis liefert, wie Gott seinen Diener und dessen Begleiter schützte. Es soll hier Platz finden. „Die Kapelle und die Priesterwohnung von Tattuvancheri liegen auf einer ziemlichen Anhöhe, nicht weit vom Ufer des Flusses Coleron entfernt. Als ich diesen Platz für den Bau auswählte, versicherte man mir, selbst bei schlimmstem Hochwasser sei der Fluß nie bis hierher gekommen. Dieses Jahr (1677) war ungewöhnlich viel Regen niedergegangen; man mußte mit einer starken Überschwemmung rechnen. Wirklich begann der Fluß weit über seine Ufer zu treten; aber das Wasser blieb immer noch weit von der Kapelle und meiner Wohnung entfernt, und niemand dachte an eine Gefahr. In der Mitte der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember wurde ich plötzlich durch Jammergeschrei, das vom nahen Dorfe herübertönte, aus dem Schlaf geweckt. Schnell erhob ich mich; ich ahnte, was der Grund des Geschreies sei, und fand, daß das Wasser des Flusses schon die Höhe der Umfassungsmauer erreichte und durch die Löcher, die man in der Mauer gelassen hatte (zum Abfluß des Regenwassers), seinen Weg in den Hof fand. 18 Christen befanden sich in einigen Hütten in der Nähe der Kapelle. Sie waren bestürzt, als sie hinausschauten und das Wassermeer sahen; angstvoll rangen sie die Hände; jeder Weg zur Rettung schien abgeschnitten. Glücklicherweise bewahrte ich kaltes Blut und Gottvertrauen und konnte sie trösten und ermutigen. Ich befahl ihnen, die Löcher zu verstopfen, durch die das Wasser in den Hof unaufhaltsam eindrang, und zog mich für eine Weile in die Kapelle zurück, um die göttliche Barmherzigkeit um Hilfe anzurufen. Als die Christen mich nicht mehr sahen, wurden sie von neuem von Furcht gepackt; und ohne etwas zu sagen, flüchteten sie in

ein nahes Gehölz, um dort im Falle der Not sich auf die Bäume zu retten. Ich zögerte, ihnen zu folgen. Da sah ich, wie das Wasser bis zur Höhe der Umfassungsmauer stieg und sich, eine Öffnung bahnend, in den Hof ergoß und selbst meine Hütte mit fortriß. Ich stand bis an die Brust im Wasser, wandte mich zu dem Gehölz, kämpfte, so gut ich konnte, gegen den Strom. Ich hielt mich an der Hecke, deren Dornen meine Hände und Füße verwundeten, und kam endlich zur höchsten Spitze des Hügels. Dort stehen Überreste eines alten Lehmhauses; noch sind sie vom Wasser unberührt. Hier bleibe ich; hier bin ich wenigstens vor den Schlangen sicher, die in dem Gehölz sich zahlreich aufhalten. Acht Christen gesellen sich zu mir, und wir stellen uns dicht zusammen auf den höchsten Punkt. Inzwischen ist die Sonne aufgegangen; jetzt erst sehen wir die ganze Größe der Gefahr, in der wir schweben: vor uns nach allen Seiten ein Meer ohne Ufer; hie und da ragt ein kleiner Punkt, der Gipfel eines Hügels oder eine Baumspitze aus dem Wasser heraus. Menschenleichen und Tiere werden von den Fluten weggetragen; Baumstämme, Balken, ganze Strohdächer schwimmen dahin oder haben sich in den Ästen der aus dem Wasser aufragenden Bäume verfangen. Eine neue Gefahr tut sich vor uns auf: die Überschwemmung ist derart, daß sie sicherlich mehrere Tage andauern muß; wir haben aber nichts zu essen bei uns. Ertrinken wir nicht, so werden wir Hungers sterben. Ich sagte das den Christen, die bei mir waren, und bat sie, etwas Reis herbeizuholen; in den Trümmern des Priesterhauses, das etwa einen Steinwurf entfernt war, sei genug zu finden. Man mußte hinüberschwimmen, denn das Wasser war schon zu hoch gestiegen. Einer, ein guter Schwimmer, entschloß

sich, das Wagnis zu unternehmen. Er empfahl sich Gott, warf sich ins Wasser, machte einen weiten Umweg, um der Gewalt der Strömung zu entgehen, und kam ganz erschöpft zurück mit einem ziemlichen Vorrat, der für alle reichte. Eine dritte Gefahr drohte uns von den Schlangen, die anfingen, uns unsern Aufenthaltsort streitig zu machen. Nicht nur die aus dem Gehölz, viele auch aus der Ebene waren aus ihren Löchern vertrieben und wandten sich schwimmend gegen unsere Anhöhe. Tag und Nacht mußten wir auf der Hut sein, sie töten oder ins Wasser zurückstoßen. Am Abend des zweiten Tages, Samstags, schien das Wasser etwas zurückzugehen. Wir schöpften schon Hoffnung; aber am Sonntag begann es von neuem zu steigen, und es hatte den Anschein, als sollte auch unser Hügel und wir alle in der Flut begraben werden. Meine Christen waren ganz bestürzt. Die einen schauten stumm auf die Wasserfläche; die andern empfahlen sich laut der göttlichen Barmherzigkeit. Wir alle ergaben uns in Gottes heiligen Willen und suchten uns durch das großmütige Opfer unseres Lebens auf einen guten Tod vorzubereiten. Inzwischen hörte das Wasser auf, zu steigen; ein schwacher Schimmer von Hoffnung leuchtete wieder auf. Jetzt mußten wir aber daran denken, etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Während der letzten Tage hatten beständig Furcht und Hoffnung in uns gestritten. Von allen Seiten drohten Gefahren; in diesem Zustand der Erregung hatten wir ganz die Nahrung vergessen. Um den andern Mut zu machen, ging ich ins Wasser hinein; es stieg mir bis an die Schultern; ich wandte mich langsam vorantastend dem Gehölz zu, um dort etwas Holz, das durch die Fluten herangeschwemmt war, zu sammeln. Mein Beispiel fand Nachahmung. Es

gelang uns, Feuer zu machen und unsern Reis in dem irdenen Gefäß, in dem wir ihn aufbewahrt hatten, zu kochen. Mit der Nahrung kehrten auch Kraft und frischer Mut zurück. Wenn es sein muß, sagten wir uns, werden wir es noch einige Tage aushalten. Selbst wenn die Überschwemmung uns zwingen sollte, unsern Schutzort zu verlassen, können wir jetzt noch in das Gehölz flüchten, wo allerdings die Schlangen, die sich dort auf die Bäume geflüchtet hatten, uns viel zu schaffen machen werden. Aber so weit sollte es nicht kommen. Am Montag nahm das Wasser bedeutend ab, und es dauerte nicht lange, so konnten wir unsere Gefangenschaft verlassen und zu dem Platz zurückkehren, wo die Kapelle gestanden hatte. Voll Freude dankten wir zusammen Gott für die Rettung aus der drohenden Todesgefahr.

Ich blieb in Tattuvancheri, um mit der kleinen Schar von Christen, die kommen konnten, das Weihnachtsfest zu feiern. Die Kapelle und das Priesterhaus waren zerstört, aber wir sammelten einige Stücke Holz und Palmblätter sowie Reste von Dächern, die die Flut angeschwemmt hatte, und errichteten eine Art von Hütte, die als Kapelle diente. Hier feierten wir das Fest der Geburt des Welterlösers. Die Ausstattung paßte zum Charakter des hohen Festes; die Armut war unser einziger Schmuck. So muß es dem Kindlein von Bethlehem gefallen haben. Wir konnten unsere Armut mit der seinen vereinen. Auch an Entbehrung fehlte es uns nicht. Alles war feucht und schlammig, und es wehte ein schneidend kalter Wind, gegen den wir uns nicht schützen konnten. Die Vorsehung ließ auch für uns nach Weihnachten ein Dreikönigsfest anbrechen. Ich erhielt einen sehr schönen Brief von den beiden Landvögten, deren ich

schon früher Erwähnung getan; sie drückten mir ihre Teilnahme aus und luden mich ein, zu ihnen zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Wenn ich aber solches wegen meines Berufes und meiner Arbeiten nicht für angängig hielte und in meiner Einsamkeit zu verbleiben wünschte, boten sie sich an, für die Kosten des Neubaues meiner Kapelle und meiner Wohnung aufzukommen. Den zweiten Teil ihres Vorschlags nahm ich mit Freuden an und gab mich daran, auf demselben Platz, wo die früheren Gebäude gestanden hatten, eine Kapelle und eine Hütte zu erbauen."[1] Während der Neubau vor sich ging, wohnte der anspruchslose Missionär in einer armseligen Hütte. „Von sehr weit her", berichtet er weiter, „kamen Christen verschiedener Kasten nach Tattuvancheri, um dort die heiligen Sakramente zu empfangen. Infolge der Kriegsunruhen und Verfolgungen, unter denen besonders die Christen von Tanjore viel leiden mußten, hatten die meisten von ihnen in den letzten Jahren dazu keine Gelegenheit gefunden. Inzwischen rief mich ein Befehl des Missionsobern von Tattuvancheri zeitweilig ab. Ich sollte, so schrieb er mir, die Christengemeinden des Nordens, im Königreich Gingi, besuchen. Zuerst begab ich mich deshalb nach Kuttur, das nicht weit von Colei gelegen ist." Zwischen Kuttur und Colei dehnte sich ein großer, dichter Wald aus; in diesem glaubte der Missionär am besten und sichersten seinen Arbeiten nachgehen zu können. In Colei war er wegen der beständigen Kriegszüge der Soldaten des Schivaji nicht sicher genug und konnte weder dort noch in Kuttur wohnen. In der Mitte des Waldes erbaute er eine kleine Kapelle nebst einer Hütte zur Unterkunft. Während des

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 276 ff.

Baues schon gab er den Neuchristen Gelegenheit, ihren Christenpflichten nachzukommen. Auch der Unterricht einer großen Zahl von Katechumenen nahm ihn sehr in Anspruch. Zu Beginn der Fastenzeit kehrte er wieder nach Tattuvancheri zurück. „Tag und Nacht mußte ich arbeiten", schreibt er wieder an P. Freire, „mehr als 3000 empfingen die heiligen Sakramente während der Fastenzeit."

In dem neuerbauten Kirchlein von Tattuvancheri wurde das Osterfest so feierlich wie nur möglich begangen [1]. Viele Christen und Heiden waren herbeigeeilt; 300 Katechumenen hatten das Glück, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen zu werden. Nach Ostern machte P. de Britto einen kurzen Besuch in Vadugerpati, der Residenz des P. Emanuel Rodriguez, des Obern der Mission. Hier traf er auch mit P. Freire zusammen. Beinahe wäre es den dreien schlimm ergangen. „Eines Tages", erzählt P. Freire, „wurden wir ganz unversehens von einem Trupp Marathen angegriffen; sie hielten uns für Mohammedaner, die von Gingi hierhergeflohen seien, und wollten uns gefangen abführen. Wir suchten ihnen klarzumachen, wir seien Sannyassi und keine Mohammedaner; aber das gelang nicht, da sie kein Tamil und wir ihre Sprache nicht verstanden. Endlich ergriff einer ihrer Hauptleute unsere Partei, und wir wurden in Freiheit belassen. Natürlich suchten wir sofort einen Zufluchtsort auf, der uns mehr Sicherheit bot."

Von da kehrte P. de Britto wieder nach Tattuvancheri zurück. Manche Heiden aus höheren Kasten suchten ihn hier auf. Das hinderte ihn aber, den Parias seine volle Sorge zuzuwenden. Er entschloß sich daher, südöstlich von

---

[1] Ebd. III 281.

Tattuvancheri, in einer noch größeren Einöde, inmitten eines Waldes eine Kapelle zu bauen, um dort unbehindert sich mit den Parias beschäftigen zu können. Dort lag ein Ort, Sirukadambanur oder Sirukarambur mit Namen, wo schon einer alten Überlieferung zufolge der hl. Franz Xaver gepredigt und eine Kapelle errichtet hatte[1]. Die Überreste der Kapelle zeigt man noch heute. Der Platz, wo früher die Kapelle stand, ist jetzt im Besitz eines Heiden. Gerade der Umstand, daß der hl. Franz Xaver hier gewesen, dürfte den Seligen mit bestimmt haben, die Nähe dieses Ortes für den Bau einer Kapelle zu wählen. Als er sich dorthin begab, hatte die Regenzeit schon eingesetzt; es wird daher im Monat Juni oder Juli gewesen sein. „Ich mußte", so schreibt er, „mehrere Flüsse durchschwimmen, um den einsamen Ort zu erreichen. Als ich mich etwas eingerichtet hatte, begann ein solches Regenwetter, daß die Flüsse mächtig anschwollen und ich von der Außenwelt ziemlich abgeschnitten war und mich auf einer Insel befand. Einige Tage litt ich mit meinen Begleitern ordentlich Hunger, da wir keinen Reis bekommen konnten, und wir mußten uns mit einigen Kräutern begnügen. Kaum war das Wasser wieder gesunken, als aus der Umgegend die Christen heranströmten. Innerhalb eines Monats kamen mehr als 1500 zur Beichte, und mehr als 300 Götzendiener empfingen die heilige Taufe. Weitere 311 standen in der Vorbereitung und sollten bald nachher zur Taufe zugelassen werden, als ich meine Arbeit wieder unterbrechen mußte. Diesmal galt es, im Auftrag des Missionsobern eine Reise nach Madraspatam, dem heutigen Madras, zu unternehmen, um dort eine Angelegenheit

[1] Launay, Histoire des Missions de l'Inde IV, Paris 1898, 7.

von großer Bedeutung zu regeln.“ Über die Art des Geschäftes sagt der Selige in seinem Brief nichts. Er spricht nur von dem großen Opfer, das die Sendung für ihn bedeutete, und von den Mühsalen der langen, beschwerlichen Reise. Aber die Bekehrung eines Christen aus angesehener Familie und von großem Einfluß erwähnt er; er brachte ihn dahin, nach neun bis zehn Jahren endlich wieder eine Beichte abzulegen und ein besseres Leben zu beginnen. Seine Arbeiten in der Mission mußten unter der langen Reise leiden; von den 1000 Taufkandidaten mußte er 300 für das folgende Jahr zurückstellen. P. Freire, der über die ersten Jahre der Tätigkeit des P. de Britto einen längeren Bericht an den Ordensgeneral sandte, fügte demselben einige Sätze hinzu, die für die Beurteilung unseres Seligen um so wichtiger sind, als sie von einem erfahrenen Manne herrühren, der seinen Mitbruder jahrelang aus der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. „Manches“, so sagt er, „hat P. de Britto aus Bescheidenheit in seinen Briefen verschwiegen. Ich muß seinen großen Seeleneifer, der ihn ganz beherrscht, hervorheben und die geradezu übermäßigen Anstrengungen, die er auf sich nimmt. Von seiten der Brahminen in Kuttur hatte er vieles zu erleiden; sie waren wütend, als sie sahen, daß er in ihrer nächsten Nähe sich niederließ. Glücklicherweise wußten sie, daß der Landvogt des Bezirks uns gewogen ist; das hielt sie von manchem zurück, was sie sonst getan hätten. In einem Wald bei Kuttur hat der eifrige Missionär um die Kirche herum schon 360 Christen angesiedelt. Die Lage der Residenz ist sehr günstig. Auf manches muß der gute Pater hier verzichten, aber er schätzt die irdischen Dinge gering; die Rettung der Seelen ist sein Leben, seine Speise und seine einzige Freude.

Jüngst kam ein reicher Christ, der an der Küste inmitten von Europäern lebt, um den P. de Britto, von dessen Büßerleben er viel gehört hatte, zu sehen. Er teilte seinen Tisch, den ein Koch aus der Brahminenkaste ihm zubereitet; die ganze Nahrung bestand aus etwas Reis und bitterem Gemüse, das der Gast aber nicht genießen konnte. Man muß sich wundern, daß er bei seiner Schwäche und seinem armseligen Gesundheitszustand ein solches Leben aushalten kann."

Achtes Kapitel.

Weitere Arbeiten in den Reichen Tanjore und Gingi. 1679—1685.

Gingi war noch immer unter der Herrschaft des Dekhan-Fürsten Schivaji. Nach dessen Tod (1680) übernahm sein ebenso gewalttätiger Sohn Samboji die Herrschaft. Die Brandschatzung des Landes und die Bedrückung der Bewohner dauerte an. In Tanjore herrschte Ekoji mit tyrannischer Gewalt. Er hatte sein Volk ausgesogen und sich dann darangemacht, den ganzen Tempelbesitz, das Gold und Silber und die Ländereien an sich zu reißen. Die Brahminen beklagten sich und machten dem König Vorstellungen; nunmehr müßten die Opfer aufhören, da man die zu den Tempeln gehörenden Reisfelder, von deren Ertrag der Tempeldienst bestritten würde, fortgenommen hätte. Das würde den Zorn der Götter wachrufen. Der König antwortete, die Götter äßen doch keinen Reis, man möge ihnen in Zukunft nur Blumen opfern, das sei genug.

Wie im Jahre 1677, so wurde auch in einem der folgenden Jahre Tanjore von einer furchtbaren Überschwemmung

heimgesucht. Dazu kamen Springfluten, die ganze Dörfer in der Nähe der Meeresküste fortschwemmten.

Wir wollen unsern Seligen an der Hand seiner Briefe durch die nächsten Jahre weiter begleiten. Sein erster Brief ist aus dem Jahre 1680 und beschreibt kurz, was sich im Jahre 1679 zugetragen hat. Das Ende des Jahres 1678 wird der Selige wohl im Reiche Tanjore, in Tattuvancheri oder Sirukarambur zugebracht haben. Von da begab er sich nach Kuttur, um dort seine Arbeiten fortzusetzen. Ostern feierte er meistens bei den Christen in Kuttur. Nach den Festtagen verließ er sie und kehrte ins Königreich Tanjore zurück, in die Provinz Pandanellur. „Hier taufte ich", so schreibt er, „eine große Zahl von Katechumenen, die von den Katechisten vorbereitet waren." Nachdem er dann in Tattuvancheri denen, die aus der Umgegend herbeigeströmt waren, die heiligen Sakramente gespendet hatte, wandte er sich nach Kumbakonam. Dort scheint eine ansteckende Krankheit gewütet zu haben, wenigstens sagt der Selige, er sei dahin gegangen, um die Kranken zu besuchen. Bald darauf hörte er, daß einer seiner besten Katechisten, Dnanamuttu mit Namen, zum Tode erkrankt sei. Er selbst fühlte sich nicht wohl; er hatte Wunden an den Füßen. Aber das hielt ihn nicht ab, zu dem treuen Greis zu eilen, der der Religion und den Missionären so kostbare Dienste geleistet hatte. Es war eine lange und beschwerliche Reise von zwei Tagen. Er kam gerade zur rechten Zeit an und konnte dem Kranken noch die Sterbesakramente spenden und im Tode beistehen. Ein herrliches Zeugnis stellt er seinem treuen Katechisten in seinem Briefe aus. „Alle Christen beweinten ihn wie ihren Vater. Diesen Namen verdiente er gewiß seiner zarten Sorge und seines nimmermüden Eifers wegen.

Tag und Nacht, bei Hitze und Regen, war er stets bereit, zu kommen, wohin ihn der Wunsch der Missionäre oder die Bedürfnisse seiner Christen riefen. Groß war seine Liebe zu den Armen; was er besaß, gehörte auch ihnen. Die Christen benutzten die Trauerfeier auch dazu, die heiligen Sakramente zu empfangen. Sie hatten in den letzten Jahren so wenig Gelegenheit gehabt.“ Von hier wandte sich P. de Britto nach dem Süden, nach Kararampatti, an der maravischen Grenze von Tanjore. „Jeder riet mir ab“, schreibt er, „dorthin zu gehen wegen der feindseligen Gesinnung der Heiden. Die Gegend ist sehr arm, das Land wenig fruchtbar, das Volk arg bedrückt; man muß sich wundern, daß der Stolz der Heiden und ihr Haß gegen die wahre Religion so groß ist. Besonders die Brahminen belästigen und verfolgen die Christen unablässig. Ich wünschte dringend“, fährt er fort, „mit den Brahminen zu sprechen, aber sie ließen sich darauf nicht ein. Sie würden sich wohl hüten, zu mir zu kommen, sagten sie, ich verstände es, alle, die zu mir kämen, zu bezaubern; ich gäbe ihnen ein Pulver, das ich aus der Asche kleiner Kinder, die ich töte und verbrenne, bereitete; auch sie würde ich bezaubern und zwingen, Christen zu werden. Die übrigen Heiden würden ihrem Beispiel folgen und die Götter in ihrem Zorn eine furchtbare Pest als Strafe ins Land schicken.“ Mehrere Tage blieb der Pater bei seinen Christen und taufte bei diesem Aufenthalt einige Heiden; eine Anzahl mußte noch weiter geprüft werden. Danach begab er sich nach Sirukarambur. Hier hatte er seine Arbeiten nahezu beendet, als Boten von Tattuvancheri ihm meldeten, ein Trupp Soldaten sei auf Befehl des Königs nach Tattuvancheri gekommen, um den Missionär und seine Brahminen-Christen

gefangenzunehmen; da sie dieselben nicht angetroffen, hätten sie Leute ausgesandt, die in der ganzen Umgegend Nachsuchung halten sollten. „Ich hielt es für klug", sagt der Pater, „dieser Verfolgung durch die Flucht aus dem Weg zu gehen. Verkleidet begab ich mich an die Meeresküste und schiffte mich nach Gingi ein. Unter den dortigen Christen arbeitete ich zwei Monate und kehrte dann nach Tanjore zurück; der König war in einen Krieg verwickelt und hatte keine Zeit, weiter an eine Verfolgung der Christen zu denken. Ich erreichte den Coleronfluß und setzte hinüber; dann aber gingen starke Regengüsse nieder, die Flüsse schwollen plötzlich an, drei mußte ich durchschwimmen. Die Nacht überraschte meinen Begleiter und mich in einem Gehölz. Starker Wind wehte, der Regen strömte nieder, dazu kamen Kälte und Hunger; alles schien sich gegen uns verschworen zu haben. Doch Gottes Vorsehung half. Gegen Mitternacht trafen wir zwei Heiden, die uns in eine nahe Hütte führten; sie zündeten ein Feuer an und setzten meinem Begleiter ein gutes Mahl vor; mir brachten sie etwas Milch, anderes glaubten sie mir als Sanyassi nicht anbieten zu dürfen. Am folgenden Tage setzten wir die Reise fort; es begann wieder zu regnen und regnete fort bis gegen 4 Uhr nachmittags. Wir kamen an einen tiefen Kanal. Die Strömung war so stark, daß wir uns nicht ins Wasser wagen durften. Auf der andern Seite sahen wir einige Männer; wir baten sie, uns ein irdenes Gefäß, das sie mit sich trugen, zu leihen, damit wir mit dessen Hilfe auf die andere Seite kommen könnten; sie weigerten sich. Ich setzte mich unter einem Baum nieder und begann mein Brevier zu beten. Ich war ganz durchnäßt und zitterte vor Kälte und mußte gefaßt sein, so die

Nacht zuzubringen. Gott half wieder. Ich sah plötzlich auf der andern Seite des Kanals einen jungen Mann, der mit lauter Stimme rief: Wo ist der Sanyassi, der nicht hinüber kann? Ich gab ihm Antwort; er wirft sich in die Wogen und kommt herüber. Zuerst bringt er meine Bücher und sonstigen Sachen auf die andere Seite, dann mich selbst und zuletzt meinen Begleiter. Nachdem wir in einem nahen Dorf in einem christlichen Hause übernachtet, setzten wir Tags darauf unsere Reise fort und gelangten glücklich nach Sirukarambur. Hier feierten wir das Weihnachtsfest, zu dem viele Christen aus der Umgegend herbeigeeilt waren. Die Taufen, die ich hier spendete, brachten die Zahl der in diesem Jahr in die Kirche Aufgenommenen auf 900."

Zu Beginn des neuen Jahres erhielt P. de Britto die Nachricht, im Bezirk von Kuttur herrsche ziemlich Ruhe; Samboji, der König von Gingi, habe sich mit dem Fürsten des Waldgebietes bei Kuttur verglichen. Der Missionär konnte daher dorthin zurückkehren. Er verließ Sirukarambur und kam nach Tattuvancheri, wo er die Verwüstung schaute, die die Soldaten im Jahre vorher angerichtet hatten, als sie ihn verhaften wollten. Weiter ging es gen Norden durch manche Ortschaften von Gingi, überall tröstete der Pater die Christen und bot ihnen Gelegenheit zum Empfang der Sakramente. Zu Ostern war er in Kuttur. Lange durfte er jedoch nicht verweilen; denn mit Ungeduld erwarteten ihn schon die Christen und Katechumenen in Solamandalam, im Westen von Tanjore, und in der Provinz von Manarkoil. Hier galt die Arbeit des Apostels vor allem den Parias und niedern Kasten; um sich diesen mit voller Freiheit widmen zu können, zog er sich für vierzehn Tage in

einen Wald zurück. Das brachte große Entbehrung für ihn, aber für seine Parias ertrug er alles gern. Eine Hütte stand ihm im Walde nicht zur Verfügung; sein Getränk war das schlammige Wasser eines Grabens, seine Nahrung eine Hand voll Reis. Stets war er der Gefahr ausgesetzt, von Tigern, die dort nicht selten sind, zerrissen oder von Räubern, die ihn nicht kannten, mißhandelt zu werden. Die Zahl der Beichten, die er hier hörte, belief sich auf 2000; 150 Katechumenen nahm er durch die heilige Taufe in die Kirche auf. Dann ging er wieder nach dem Westen, nach dem Grenzgebiet des Königreichs Tanjore, in die Provinz von Kararampatti. Viel Arbeit wartete seiner hier. Er selbst berichtet: „Die Nächte benutzte ich dazu, die Christen zu unterweisen und ihnen die Sakramente zu spenden; tagsüber war ich vollauf durch die Heiden in Anspruch genommen. Eine gute Zahl von Katechumenen aus guter Kaste konnte ich taufen.“ Bis zum Fest des hl. Ignatius [1], 31. Juli, verblieb er in Kararampatti. Seine Absicht war, sich wieder dem Norden zuzuwenden; doch er kam nur bis Tirukareiur. Hier brach er vollständig zusammen. Die Anstrengungen waren für seinen schwachen Körper zu groß gewesen. Ein schlimmes Fieber packte ihn; seine Beine bedeckten sich mit bösartigen Geschwüren, und im Innern der Augenlider bildete sich ein schlimmer Auswuchs. Einige heilkundige Eingeborne wurden herbeigerufen, aber sie wußten keinen Rat. „Nach Verlauf von zehn Tagen gab mir Gott in den Sinn“, sagt der Pater [2], „zur Fürbitte des hl. Franz Xaver meine Zuflucht zu nehmen. Ich faßte ihn an seinem schwachen

[1] Fernão de Britto etc. 74.

[2] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 321.

Punkt, erneuerte zu seiner Ehre das Gelübde, mich bis zu meinem letzten Atemzuge der Bekehrung seiner teuren Indier zu widmen. Sogleich milderten sich die Schmerzen, und in wenigen Tagen war ich vollständig wiederhergestellt." P. Freire, der von der Krankheit seines Mitbruders vernommen und sich sogleich auf den Weg gemacht hatte, um ihm zu helfen, kam zu spät. Der nimmer müde Missionär hatte seine gewohnten Arbeiten wieder aufgenommen. Der Norden der Mission war an der Reihe; er ging daher nach Gingi, wo er die letzten drei bis vier Monate des Jahres verweilte. Überall dieselben Arbeiten. Zum Weihnachtsfest kam er nach Kuttur. Hier hatten die Christen von den Brahminen noch immer viel zu leiden. Besonders einer, Minaji mit Namen, der Herr des Dorfes, tat sich durch seinen Christenhaß hervor. Mehr als einmal wurde dieser beim Landvogt vorstellig und suchte ihn zu bewegen, die Kapelle der Christen zu zerstören. Er ließ die Christen vor sich rufen und erklärte ihnen, er würde am folgenden Tag den Göttern ein feierliches Opfer bringen; dazu müßten sie beisteuern und persönlich erscheinen. Sie weigerten sich, er überschüttete sie mit Schimpfreden und Drohungen, stieß greuliche Lästerungen gegen Christus und seine Religion aus und fügte hinzu, er werde sie schon zwingen und seine Macht ihnen zeigen. Die Christen beharrten bei ihrer Weigerung und sahen dem kommenden Tag mit bangem Herzen entgegen. Sie durchwachten die Nacht im Gebete. Der nächste Tag brach an, aber die göttliche Gerechtigkeit war dazwischengetreten, ein plötzlicher Tod hatte den Brahminen dahingerafft. Das machte auf manche Heiden einen großen Eindruck; sie sahen darin eine Strafe des Himmels, gingen in sich und baten um Aufnahme unter die Zahl der

Katechumenen; 700 von ihnen konnten im Laufe des folgenden Jahres zur Taufe zugelassen werden.

Im neuen Jahre (1681) begann der Selige seine Rundreise im Königreich Gingi. Hier verweilte er während der Fastenzeit und feierte das Osterfest mit großem Pomp. „Die Kapelle und der Kapellenhof waren festlich geschmückt; es gab Prozessionen, Musik, Feuerwerk und Schlagschwärmer zur größten Freude der Christen, die solchen Aufwand lieben.“[1] „Was mich vor allem tröstete und erfreute“, fügt P. de Britto hinzu, „war der Eifer und die Andacht, mit der meine Christen während dieser Festtage und während der heiligen Fastenzeit sich dem Tische des Herrn nahten. Die Zahl derer, die zu den Sakramenten kamen, belief sich auf mehr als 4000; über 300 konnten getauft werden.“

Schon rüstete sich der Missionär, nach Tanjore zu reisen, als wieder von seiten des Obern der Befehl an ihn erging, sich nach São Thome (Madras) zu begeben in Angelegenheiten, die die ganze Mission betrafen. Herr Martin erwähnt diese Reise in seinem Tagebuch (Eintragung vom 3. Mai 1681). „P. de Britto, mit dem ich in stetem Briefwechsel war, besuchte mich in Pondichery und blieb drei Tage hier. Dann reiste er nach São Thome und kam zwei Tage vor meiner Abreise nach Surat nach Pondichery zurück.“ Ende Mai besuchte er zuerst seine Christen in Solamandalam. Hier arbeiteten die Götzenpriester mit Wut gegen ihn; sogar auf sein Leben hatten sie es abgesehen. Der Selige mußte sich daher verborgenhalten. In einer entlegenen Hütte in einem Wald spendete er die heiligen Sakramente. Er tat alles,

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 323.

was in seinen Kräften stand, um den Wünschen seiner Christen gerecht zu werden, „aber“, so klagt sein liebeglühendes, apostolisches Herz, „wie könnte ich mich trösten, da ich sehe, daß ich allein nicht allen genügen kann; gerade in der wichtigsten Angelegenheit, in der Todesstunde, kann ich so oft meinen Christen nicht nahe sein. Wir müssen Hilfe bekommen, sonst kann die Mission keinen Bestand haben.“

Die Feinde des Missionärs hatten den Landvogt des Bezirkes von Solamandalam für ihre bösen Pläne gewonnen; dieser sandte einen Trupp Soldaten, um den Gehaßten zu töten. Doch P. de Britto hatte sich inzwischen schon nach Kararampatti begeben und entging so dem sichern Tode. Wieder brachte die Regenzeit nebst einem furchtbaren Orkan eine Überschwemmung, und zwar eine solche, wie sie seit Menschengedenken nicht stattgehabt hatte. In der einen Provinz Tiruvadur (im östlichen Tanjore) kamen 10000 Menschen um. Gottes Schutz wachte sichtbar über den Christen; von ihnen fiel in der ganzen Provinz keiner dem Unwetter zum Opfer. In Tandanellur verlor der Brahmine, der zwei Jahre vorher in Tattuvancheri mit den königlichen Soldaten die Kapelle zerstört hatte, bei der Überschwemmung sein Leben. Er wollte sich flüchten, da er sein Haus bedroht sah, raffte sein Geld und seine Juwelen zusammen, wurde aber von einem Wirbelwind erfaßt und in einen Fluß geworfen, in dessen Fluten er umkam. Während des eben erwähnten Orkans hatten sich gegen 80 Christen in einem großen Hause, das, wie sie meinten, dem Unwetter Trotz bieten könne, Zuflucht gesucht, nachdem ihre eigenen Hütten weggerissen waren. Der Katechist, der bei ihnen war, ermunterte sie zum Vertrauen auf Gottes Hilfe. Die

ganze Nacht hindurch beteten sie. Als am Morgen der Sturm in seiner Wut nachließ, gingen alle aus dem Hause heraus; im selben Augenblick stürzte es zusammen, gerade als hätte Gott den Zusammenbruch verhindert, bis alle gerettet waren. Das machte auch auf die heidnische Bevölkerung Eindruck; für mehrere war es der Anfang zur Bekehrung. „Im Laufe des Jahres taufte ich 680; eine große Zahl von Katechumenen konnte wegen des Orkans nicht zur Taufe kommen." Die ersten Monate des folgenden Jahres (1682) sahen den unermüdlichen Missionär wieder in den Stationen des Königreichs Gingi. Samboji herrschte mit größter Härte, und die Christen bedurften wohl der Tröstungen der heiligen Religion, um in ihren Trübsalen standzuhalten. Die Karwoche und das Osterfest feierte P. de Britto in Kuttur, und zwar mit einer Prachtentfaltung, wie die Christen es nie zuvor gesehen hatten. Den P. Joseph de Silva hatten die Kriegswirren aus seiner Residenz Kandelur vertrieben; er war nach Kuttur gekommen, um dem P. de Britto zu helfen, bis ihm die Rückkehr in seine Station ermöglicht würde. Als dritter hielt sich noch der P. Almeida in Kuttur auf, der zum Rektor des Kollegs in São Thome (Madras) ernannt und auf seiner Reise dorthin begriffen war. Nicht weniger als 5000 Christen eilten zum Fest herbei; alle empfingen die heiligen Sakramente. Nicht lange dauerte das Zusammensein der drei Missionäre; nach dem Osterfest machte sich P. Almeida nach Norden auf, um über Koranupatti die Reise nach Madras fortzusetzen. P. de Silva begab sich nach dem Süden, nach Nandavanam. P. de Britto wollte nach Tanjore. Doch da trafen ihn zwei Nachrichten, die ihn zurückhielten. „Meine Katechisten in Tanjore", so schreibt er, „teilten mir mit, daß die Stimmung dort im

Lande sehr feindlich sei; der Landvogt der östlichen Provinzen habe den Befehl gegeben, den fremden Sanyassi zu ergreifen; ich möchte doch, so baten sie eindringlich, durch die Flucht mich den Christen erhalten."[1] Die andere Nachricht kam von P. Freire, der inzwischen zum Missionsobern ernannt worden war[2]. Er wünschte, P. de Britto solle unverzüglich zur Fischerküste abreisen und dort den P. Provinzial aufsuchen, um mit ihm verschiedene wichtige Punkte zu besprechen, die er ihm im einzelnen mitteilte und schriftlich mitgab. Sogleich, wie es der Gehorsam forderte, machte sich der Missionär auf den Weg. Mit kurzen Worten beschreibt er selber die Reise. „Ich begab mich an die Meeresküste und warf mich in das erste beste Boot, das ich antraf. Das Meer war äußerst unruhig, der Wind widrig; die Strömung trieb uns gegen Norden mit einer Heftigkeit, daß wir kaum dagegenarbeiten konnten. Vierzehn Tage mühte das Boot sich ab. Mehr als einmal sah sich unsere Lage geradezu verzweifelt an. Es blieb uns zuletzt nichts übrig, als ans Land zu setzen und den Weg durch Marava zur Fischerküste zu Fuß zurückzulegen." Von seinen Mitbrüdern, die in den Stationen an der Fischerküste unter den Paravern arbeiteten, wurde der eifrige Missionär mit großer Liebe aufgenommen. Er erfuhr hier, daß der Provinzial, damals P. Gaspar Alfonso, wieder in seine Residenz Topo zurückgekehrt sei; dorthin mußte er ihm nachreisen. Topo war ein kleiner Ort an der westlichen Küste der indischen Halbinsel; es bestand dort eine kleine Niederlassung mit wenigen Patres. Wichtige Angelegenheiten waren zu besprechen.

[1] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 326.

[2] Ebd. III 331.

An erster Stelle handelte es sich um die Haltung, die man den von der Propaganda-Kongregation, unabhängig von der portugiesischen Regierung, nach Indien gesandten Karmelitermissionären gegenüber einnehmen sollte. Der Rat für kirchliche Angelegenheiten in Goa (Junta genannt) gab vor, deren Sendung stimme mit den portugiesischen Patronatsrechten nicht überein, und hatte den Bischöfen befohlen, streng gegen sie vorzugehen. Das konnte nur schaden, und die Madura-Missionäre wünschten, daß diese Befehle zurückgenommen oder wenigstens gemildert würden. P. Freire schlug dem P. Provinzial vor, den P. de Britto nach Goa reisen zu lassen, um persönlich mit der Junta zu verhandeln; doch der Provinzial versprach sich hiervon wenig Erfolg, da die Angelegenheit zwischen dem Apostolischen Stuhl und der portugiesischen Regierung geregelt werden mußte.

Der zweite Punkt der Verhandlungen betraf die Erwirkung eines Freibriefes für die Missionäre vom König von Gingi, Samboji. Es sollte dazu die Vermittlung des Vizekönigs in Goa angerufen werden. Die Sache bot viele und große Schwierigkeiten.

Der dritte Gegenstand der Beratungen war die Berufung von zwei eingebornen Priestern aus dem nördlichen Indien in die Mission von Madura. Da sie das Marathi, die Sprache des Samboji und seiner Soldaten, und das Sanskrit, die Sprache der heiligen Bücher der Brahminen, verstanden, hätten sie, besonders im nördlichen Missionsgebiet, in Gingi, von großem Nutzen sein können. Auf der andern Seite aber schien es nicht ratsam zu sein, eingeborne Priester in der Mission zu verwenden, solange die Kriege und Verfolgungen andauerten.

Des weiteren kamen die Einkünfte für die Besoldung der Katechisten zur Sprache sowie einige Meinungsverschiedenheiten, die über einzelne Fragen aufgetaucht waren.

Im September 1682 berichtete der Provinzial über die Verhandlungen eingehend an den Ordensgeneral; P. de Britto reiste etwas früher nach Madura zurück[1].

„Ich erledigte die Geschäfte", so schreibt er, „die mich nach Topo geführt hatten, und nachdem ich den Segen des P. Provinzials erhalten hatte, reiste ich von Topo ab[2]. Ich nahm von da die besten Eindrücke mit. Die Mitbrüder, die ich antraf, sind wahre Brüder und Nachahmer des hl. Franz Xaver, des Apostels dieser Landesteile. Ich mußte mich noch in Tutikorin Geschäfte halber aufhalten; endlich konnte ich mich einschiffen, begleitet von zwei jungen Missionären, tüchtigen und frommen Männern, den PP. Hieronymus Telles und Ludwig de Mello. Beide verlangen sehnlich, in der Mission von Madura an der Bekehrung der Heiden zu arbeiten. Schlimmer und stürmischer, als sie war, hätte die Seefahrt nicht sein können." „35 Tage

[1] Einige Lebensbeschreiber glauben, bei diesem Aufenthalt in Topo habe der Selige die Profeßgelübde abgelegt. Nach den Katalogen, die noch vorliegen, kann festgestellt werden, daß der Pater im Jahre 1677 die letzten Gelübde noch nicht abgelegt hatte; in dem Katalog dieses Jahres steht hinter seinem Namen nondum professus, d. i. er hat die Profeßgelübde noch nicht abgelegt. Im Jahre 1685 ist bei seinem Namen vermerkt, er sei professus 4 votorum, d. i. er habe die feierliche Profeß gemacht. Zwischen 1677 und 1685 fällt also die Ablegung der letzten Gelübde. Gegen das Jahr 1682 spricht der Umstand, daß weder der Selige in seinem Brief noch der Provinzial in seinem Bericht an den Ordensgeneral vom September desselben Jahres etwas von der Gelübdeablegung erwähnt.

[2] J. Bertrand, La Mission du Maduré III 326 f.

schwebten wir in beständiger Lebensgefahr", sagt der Selige; „mit dem hl. Paulus konnten wir sagen, dreimal habe ich Schiffbruch gelitten; denn auf dieser einen Reise waren wir dreimal dem Tode sehr nahe. Unser Boot wurde von den Wogen in Stücke gerissen; wir konnten uns nur an die Trümmer klammern. Als wir noch gegen die Gewalt der Wogen kämpften, nahm uns ein mohammedanisches Schiff auf; aber bald wollten sich unsere Retter unser wieder entledigen; sie sahen, daß sie selber Gefahr liefen und daß ihre Lebensmittelvorräte nicht für sie und uns reichen würden. Sie hießen uns in ein kleines, morsches Boot steigen, das weder Segel noch Ruder hatte. Aber Gott war unser Steuermann. Er führte uns glücklich in einen Hafen, während das Schiff, das uns ausgesetzt hatte, wahrscheinlich seinen Untergang fand. Im Monat September landeten wir im Königreich Gingi. Zwei Monate blieb ich dort mit den beiden neuen Missionären, die mit Eifer an das Studium der Tamil-Sprache gingen. Im Dezember aber verließ ich sie und begab mich nach Tanjore und besuchte manche Gemeinden dieses Königreiches." An Taufen konnte er im Jahre 1682 810 verzeichnen; die Zahl würde größer gewesen sein, wenn er nicht so lange Zeit von seinen Stationen fern gewesen wäre.

Im Jahre 1683 hat P. de Britto selber den Bericht an den P. General abgefaßt. Zuerst beklagt er die schreckliche Bedrückung der Bewohner von Tanjore und Gingi durch ihre Herrscher. „In Tanjore", sagt er, „erhebt der König vier Fünftel des Bodenertrags als Steuer und fordert, daß die Steuer in Geld und nicht in Naturalien gezahlt werde. Er selbst aber bestimmt den zu zahlenden Betrag und setzt ihn höher an, als der Marktpreis ist. Daher reicht der

Erlös der ganzen Ernte nicht aus, um die Steuer zu entrichten, und die Schulden der Bauern wachsen von Jahr zu Jahr. Noch furchtbarer sind die Zustände in Gingi."

Sodann geht er dazu über, seine Arbeiten und die seiner Mitmissionäre zu beschreiben. Im Anfang des Jahres hielt er sich im Grenzgebiet nahe Marava auf. „Hier sind unsere Feinde", sagt er, „so zahlreich und mächtig, daß es uns unmöglich schien, das Christentum auszubreiten. Aber der Erfolg zeigte wieder einmal, wie leicht es Gott ist, das zu tun, was den Menschen unmöglich vorkommt. Viele haben den Unterweisungen ein geneigtes Ohr geliehen und sind Christen geworden, und zwar fromme und eifrige Christen. Hier wurde ich von zwei stolzen Heiden zu einem öffentlichen Wettstreit über religiöse Dinge herausgefordert. Es kam ihnen mehr darauf an, die Wahrheit zu bekämpfen, als sie kennenzulernen. Der Streit drehte sich um die ‚Schrift am Kopf', von der man hier viel redet. Jeder, so sagt man, trägt seine Bestimmung auf seinem Gehirn geschrieben; alles, was er denkt, sagt und tut, ist durch diese heilige Schrift zum voraus bestimmt, und zwar unabänderlich, so daß weder Brahma noch ein anderer ihrer Millionen Götter etwas davon verhindern kann. Ich bewies ihnen, wie ungereimt es sei, solches zu behaupten. Da sie nichts zu antworten wußten, begannen sie mich zu beschimpfen und falsche Anschuldigungen gegen mich zu erheben; sie ließen es aber bei Worten bewenden. Bald danach begab ich mich zu einem vierzehntägigen Aufenthalt nach Kumbakonam und Manarkoil und spendete dort denen, die von den Katechisten hinreichend vorbereitet waren, die heilige Taufe, den Christen der Umgegend aber die Sakramente der Buße und des Altars." Das Osterfest wurde, wie

meistens, in Kuttur gefeiert. Hier gab es viel Sorge und Unruhe. Christen, die im Palast des Landvogts Dienste taten, benachrichtigten den Missionär, daß dieser Befehl gegeben habe, ihn zu verhaften. Durch ein öffentliches Rundschreiben waren die „Anhänger des Gesetzes der Phirangi" für ehrlos erklärt worden; sie hätten Befehl erhalten, die Städte und Dörfer zu verlassen und sich außerhalb derselben in den Parias-Niederlassungen anzusiedeln. Jedem Heiden war es untersagt, mit den Christen zu verkehren, ihr Geld und sonstiges, was durch ihre Hände gegangen war, anzurühren unter Strafe, selbst als ehr- und kastenlos angesehen und behandelt zu werden. Schlimmeres konnte man einem Indier nicht antun. „Doch unsere Christen blieben stark. Sie befragten mich, wie sie sich verhalten sollten. Ich erinnerte sie an einige Sätze aus der Heiligen Schrift: Man müsse zum Himmel gehen, sei es durch Schmach, sei es durch Ehre. Verfolgungen seien das schönste Erbe der Kinder Gottes hier auf Erden. Selig seid ihr, so habe der Heiland gesagt, wenn ihr Verfolgung leidet. Endlich riet ich ihnen, ihre Stellung aufzugeben und ihre Häuser zu verlassen und sich in einer Provinz niederzulassen, wo sie Gott mit mehr Freiheit dienen könnten. Meine Worte gaben ihnen Mut und Trost. Den Haupturheber dieser Verfolgung traf bald die verdiente Strafe. Er starb nach wenigen Tagen. Ob der Landvogt wohl der Strafe des Himmels entgehen wird?" — Die Lage der Christen besserte sich etwas.

Um die Verfolger nicht durch seine Gegenwart zu reizen, beschloß P. de Britto, Kuttur zu verlassen und sich nach Tanjore zu begeben. Doch da erhielt er die Kunde, der Landvogt von Sirukarambur habe sich verschworen, alle

Christen zu vernichten, ihre Kirche und ihre Häuser niederzubrennen und ihr Hab und Gut zu rauben. Ein gewisser Rama Nayaken, der großen Einfluß im Lande besaß, stand an der Spitze der neuen Verfolgung. Manche Verleumdungen brachte er gegen die Christen vor; er klagte sie beim Landvogt an, sie hätten einen lebenden Ochsen an die Phirangi in Tranquebar (einer dänischen Niederlassung an der Meeresküste) zum Schlachten verkauft. Der Landvogt geriet in Wut; ein solches Verbrechen mußte gerächt werden. Er wartete nur auf die günstige Gelegenheit. „Die Christen", so schreibt der Selige, „baten mich, für sie von dem Prinzen Ureiar einen Empfehlungsbrief zu beschaffen, den sie dem Landvogt vorweisen könnten. Ich wandte mich an den Prinzen, und dieser gab ihnen einen Brief folgenden Inhalts an den Landvogt: ‚Ich, Dein mächtiger Herr, begünstigt vom Glück und Befehlshaber von Heeren, versichere Dich, Pona Marathan, meiner Gewogenheit und meines Schutzes. Du weißt, daß sich in meinem Land der Sanyassi des Herrn aller Dinge aufhält, den ich sehr hoch schätze. Aus Achtung gegen ihn habe ich für ihn und seine Schüler ein Haus bauen lassen, das unter meinem Schutze steht. Ich weiß, dieser Sanyassi hat auch ein Haus und viele Schüler in Deinem Bezirk, und ich befehle Dir, sie mit Wohlwollen zu behandeln.' Ein Christ trug diesen Brief zum Landvogt. Dieser ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete wie folgt: ‚Niedergeworfen vor Deiner Hoheit und meine Augen auf Deine Füße gerichtet, habe ich, Dein Diener, diesen Brief empfangen. Ich schätze ihn als ein großes Geschenk und antworte demütigst. Deine Hoheit kann den Schülern des Herrn aller Dinge nur deshalb gewogen sein, weil sie deren niederträchtiges Leben

nicht kennt. Diese Christen stehen so tief und sind so frech, daß sie über die heiligsten Gesetze sich hinwegsetzen und ihre Ochsen den Phirangi zu Negapatam und Tranquebar verkaufen. Diese Phirangi sind niedrige, schlechte und grausame Menschen und fürchten weder die Götter noch die Menschen; sie töten die Ochsen und essen deren Fleisch. Deine Hoheit, der ja nichts verborgen sein kann, kennt die ungeheure Größe dieses Verbrechens. Mein Herr, Ragupandiden, hat durch seine Späher das Tun der Christen in Erfahrung gebracht und mir empfohlen, dieses verfluchte Geschlecht auszurotten. Ich hoffe, Deine Hoheit wird mich nicht daran hindern, meine Pflicht zu erfüllen. Ich kenne Deine Gerechtigkeit und Deinen Eifer für das Gute. Greifen wir nicht ein, so werden zahllose Ochsen und Kühe hingeschlachtet werden, und das Gewicht eines so schrecklichen Verbrechens wird auch auf uns lasten, da wir es nicht durch gebührende Strafe verhindert haben.‘ Der Landvogt verlas den Brief öffentlich und gab ihn unversiegelt einem Christen, der ihn dem P. de Britto einhändigte. Dieser befürchtete schlimme Folgen, wenn der Brief vom Prinzen der Landessitte gemäß öffentlich verlesen würde, und statt ihn dem Prinzen zu übergeben, behielt er ihn zurück. Allen Christen aber empfahl er dringend, die Hilfe des Himmels anzuflehen. Gott erhörte ihre Gebete. Wenige Monate nachher, im Monat Juli desselben Jahres, wurde der Landvogt mit Schimpf und Schande seines Amtes entsetzt, ja es verbreitete sich weit und breit das Gerücht, der König habe ihm Hände und Füße abhauen lassen, um ihn für seine Untreue und seine Unterschlagungen zu bestrafen.“ — Inzwischen wandte sich der Missionär von Tanjore nach Norden und besuchte die Christengemeinden in Vattavalam, Tirunamalei und

Tandarei. Er brachte dort einen Monat auf der Höhe eines Felsenhügels zu, der mitten in einem dichten Wald lag; eine Hütte aus Laubwerk diente als Kapelle. Es gab viel zu leiden. Beständig drohte von Tigern und Schlangen Gefahr. Die Sonne brannte glühend, kaum wehte hin und wieder ein kühles Lüftchen. Es fehlte am notwendigsten Lebensunterhalt. Trotzdem arbeitete der Apostel unermüdlich Tag und Nacht. Die Nächte waren den Parias gewidmet; vor Sonnenaufgang mußten diese sich entfernen, damit die Heiden nicht Verdacht schöpften und erfuhren, daß er sich auch mit den Parias abgebe. Während des Tages kamen Heiden, um mit ihm über religiöse Gegenstände zu disputieren. Große Geduld gehörte dazu, deren Unhöflichkeit über sich ergehen zu lassen und auf die vielen lächerlichen Fragen zu antworten, die sie vorlegten. Lange blieb der Missionär auch in dieser Einsamkeit nicht verborgen. Die Landvögte, die ihm früher verboten hatten, in ihrem Bezirk das Evangelium zu verkünden, hörten von seiner Anwesenheit und schickten Soldaten aus, ihn aufzufangen und zu töten. „Im Wald, in dem ich wohnte“, schreibt der Selige, „griffen die Häscher einen Christen auf, der mich etwas später als die übrigen verlassen hatte; sie wollten von ihm meinen Aufenthaltsort erfahren. Es gelang dem Christen, sie zu täuschen und zu entkommen. Er eilte auf einem andern Weg zu mir und teilte mir mit, die Soldaten seien ganz in der Nähe. Ich verbarg die gottesdienstlichen Geräte und begann mit acht Christen, die noch bei mir waren, zu beten. Es war ein Freitag; wir dachten, Gott werde uns jetzt die Gnade geben, für ihn den Tod zu erdulden. Meine Schüler ermunterten sich gegenseitig zur Festigkeit und wünschten sich Glück dazu, als Märtyrer sterben zu dürfen. Doch Gott

hielt uns der Märtyrerkrone noch nicht für würdig. Die Soldaten entdeckten uns nicht und zogen sich bei Sonnenaufgang zurück. Das legte uns die Vermutung nahe, sie seien nicht vom Landvogt, sondern von einem untergeordneten Beamten gesandt worden, der die Öffentlichkeit scheute. Man verließ jetzt den Weg der Gewalttätigkeit und suchte auf andere Weise mir Hindernisse in den Weg zu legen. Eine Gelegenheit fand sich bald. Ein General, Silla Nayaken mit Namen, plünderte und brandschatzte das Land an der Spitze einer Abteilung von Soldaten aus Maissur. Ein Kaufmann wurde bei hellem Tage beraubt und machte Anzeige bei der Polizei. Der Beamte, von unsern Feinden aufgestachelt, legte dem Kaufmann nahe, zu erklären, Schüler des fremden Sanyassi seien die Diebe gewesen. Leute zu Fuß und zu Pferd wurden auf Grund hiervon ausgeschickt, mich gefangenzunehmen.

Während diese auf der Suche nach mir waren, bezeichnete die Volksstimme deutlich die Diebe, und der Polizeibeamte mußte seine Leute zurückrufen. Kaum aus dieser Gefahr befreit, drang ich weiter nach Norden vor über die Grenzen des Königreichs Gingi hinaus in das Reich von Golkonda. Ich hielt mich längere Zeit in Uttaramanelur auf, einem bevölkerten Handelsstädtchen. Meine Katechisten hatten gut vorgearbeitet: ich konnte 180 taufen, und manche andere erklärten sich bereit, sich unterrichten zu lassen. Auf der Rückreise blieb ich wieder vierzehn Tage in Gingi, um die zu taufen, die bereit waren. Dann beeilte ich mich, vor dem Eintritt der Regenzeit nach Tanjore zu kommen. Bei meiner Kapelle im Walde von Sirukarambur hoffte ich mir etwas Ruhe gönnen zu können; aber die Zeit dazu war noch nicht gekommen. Wieder erging ein Befehl des dortigen Landvogts,

mich gefangenzunehmen und meine Habe einzuziehen. Jetzt versammelten sich die Christen, die hier sehr zahlreich sind, und erklärten dem Landvogt gerade heraus, sie würden alle zusammen das Land verlassen, wenn er sich an ihrem „Swami" (Priester) vergreife. Das wirkte. Der Befehl wurde sofort widerrufen. Aber im Herzen des Landvogts glühte der Haß weiter. In der folgenden Nacht sandte er insgeheim einige Soldaten aus mit dem Auftrag, ihm meinen Kopf zu bringen; ‚er wolle mich sehen, aber nicht sprechen'. Sie waren schon nahe bei meiner Kapelle, als ein heftiges Unwetter mit Blitz und Donner losbrach. Sie verloren im Wald den Weg und mußten die Suche aufgeben. Die Christen gewannen auf diese Weise Zeit, mich von allem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Ich hielt es für das beste, mich der weiteren Verfolgung zu entziehen und wieder nach Norden ins Königreich Gingi zu gehen. Nach zweimonatigem Aufenthalt bei den dortigen Christen glaubte ich für das Weihnachtsfest nach Tanjore zurückkehren zu dürfen, da es nach den Nachrichten, die mir zugegangen waren, dort inzwischen ruhiger geworden war. Groß war die Mühe der Weihnachtsarbeit; aber Gott sorgte für inneren Trost. 1800 kamen in der Weihnachtszeit zu den heiligen Sakramenten. Im ganzen Jahr taufte ich 1003 Katechumenen."

Einige besonders wunderbare Gnadenerweise fügte der Selige seinem Bericht bei. „In einem Dorf namens Satipadi wurden drei Kinder auf dem Feld von einem Gewitter überrascht. Sie flüchteten unter einen Baum; der Blitz schlug ein, und man fand sie nachher als Leichen. Zwei der Kinder waren Heiden, ihre Leichname wurden der Sitte der Kaste gemäß verbrannt. Das dritte, ein Knabe von dreizehn Jahren, gehörte einer christlichen Familie an, die ich erst vor wenigen

Jahren getauft hatte. Man wollte schon zur Beerdigung schreiten, da warf sich die betrübte Mutter am Grabe auf die Knie und begann laut zum hl. Franz Xaver zu beten: ‚O glorreicher hl. Franz, ich hoffte immer, du werdest mein Beschützer sein, weil ich getauft bin. Oft habe ich mich dessen gerühmt vor meinen Verwandten, die noch heidnisch sind. Nun, da mein Söhnchen trotzdem gestorben ist, machen alle sich über mich lustig. O großer Heiliger, zeige ihnen, daß ich nicht umsonst auf dich gehofft habe und daß mein Kind, das deinen Namen trägt, sich auch deines Schutzes erfreut; rufe mein Kind zum Leben zurück zur Ehre Gottes und seiner heiligen Religion.‘ Ihr Gebet wurde erhört, der Knabe erhob sich lebend und gesund. Alle staunten und begaben sich mit dem Knaben und seiner Mutter in die Kapelle, um Gott zu danken. Wunderbare Gebetserhörungen sind nicht selten. Ein Neubekehrter namens Johannes pflegte das Kredo über Kranke zu beten, und oft erfolgte plötzliche Heilung. Selbst Heiden kamen zu ihm oder empfahlen sich seiner frommen Fürbitte in Krankheitsfällen.“ In einem heidnischen Land, wo dem bösen Feind größere Gewalt gegeben ist, dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir oft von Besessenheit hören. „Mehr als zwanzig Fälle könnte ich anführen“, sagt P. de Britto, „wo Besessene plötzlich und wunderbar durch den Empfang der heiligen Taufe befreit wurden.“ Der Selige äußerte nach der Aussage des P. Bouchet, der mehrere Jahre mit ihm in der Mission arbeitete, des öftern, er könne Gott nicht genug dafür danken, daß er ihn durch solche augenscheinliche Wunder mächtig im Glauben gestärkt habe.

Neuntes Kapitel.

P. de Britto Oberer der Mission. 1685—1686.

Von den Jahren 1684 bis 1686 fließen die Nachrichten über den sel. de Britto spärlicher. Wir sind für diese Jahre auf die kurzen Bemerkungen des P. de Mello angewiesen, der im Jahre 1686 den sog. Jahresbrief, d. i. den Bericht über die Hauptereignisse der Jahre 1684—1686 an den P. General schrieb. P. de Britto erscheint in diesem Bericht als der Obere der Mission. Er war also nicht mehr bloß Missionär und Leiter einer Residenz mit den dazu gehörenden Christengemeinden, sondern hatte neben der Leitung seines Bezirks auch die Oberleitung über die ganze Mission von Madura. Diese zählte damals zwölf Residenzen und nur neun Missionäre. Wann der Selige zum Missionsobern ernannt wurde, sagt P. de Mello nicht. Einige Lebensbeschreiber meinen, es müsse bald nach seiner Rückkehr von Topo (gegen Ende 1682 oder Anfang 1683) geschehen sein. Doch dem ist nicht so. Ein noch ungedruckter Brief des P. Emanuel Rodriguez, der nach dem P. Gaspar Alfonso die Leitung der malabarischen Provinz als Provinzial übernahm, gibt uns nähere Auskunft. P. Rodriguez berichtet am 6. April 1685 an den Ordensgeneral über die Vorkommnisse in der malabarischen Provinz aus der jüngsten Zeit. Er schreibt, er und seine Konsultoren (Berater) hätten den P. de Britto für das Amt des Rektors im Kollegium von Ambalakata vorschlagen wollen, der Pater sei aber mit der dringenden Bitte an ihn herangetreten, von seiner Absicht abzustehen und ihn in der Mission von Madura zu belassen. Er besitze nicht die Eigenschaften, die erforderlich seien, einem

großen Kolleg vorzustehen[1]. Die Konsultoren, denen er (der Provinzial) die Sache vorgelegt, hätten gemeint, man möge den Bitten des Paters nachgeben, ihn aber an Stelle des P. Freire, dessen Zeit abgelaufen war, der Mission von Madura als Obern vorsetzen. Der Anfang des Jahres 1685 ist darum für die Ernennung des Seligen zum Missionsobern anzusetzen.

Wie sehr seine Untergebenen ihren neuen Obern schätzten, ersehen wir aus einem Brief des P. Telles, der 1682 in die Mission gekommen war. Er schrieb im Jahre 1686 an seinen Bruder in Portugal: „Ich habe schon über Goa einen Brief an Dich abgesandt, aber seit der hochwürdige P. de Britto zum Prokurator der malabarischen Mission ernannt ist und als solcher nach Rom gehen wird, schreibe ich Dir jetzt über Frankreich, um Dir auf dem schnellsten Wege diese Nachricht mitzuteilen. P. de Britto ist ein wahrer Apostel, ein ganz außergewöhnlicher Mann in jeder Beziehung. Seit ich mit ihm in diese Mission gereist bin (1682), hat er die Christengemeinden durch seine unermüdliche Arbeit trotz schwerer Verfolgungen zu großem Wachstum gebracht. Er hat sein Amt und seine Gewalt als Oberer nur gebraucht, um uns, seinen Untergebenen, zu helfen; er hat sich immer die schwersten Arbeiten vorbehalten. Seine Tätigkeit und sein Eifer sind bewundernswert. Allen Gefahren trotzt er, um Seelen zu retten und das Reich Christi auszubreiten. Für den Heiland ist er mehr als einmal gefangengenommen und zu den

[1] Sicherlich war P. de Britto nicht unfähig, das Amt eines Rektors in Ambalakata zu versehen. Der Katalog, der alle drei Jahre von den Obern angefertigt und an den Ordensgeneral nach Rom geschickt wird, sagt 1677 und wieder 1685 von unserem Pater, er habe gute Talente für alle Ämter und Arbeiten im Orden.

gräßlichsten Qualen verurteilt worden. Viel Liebe und Güte habe ich von diesem großen Apostel erfahren, und nie werde ich ihm genug dafür danken können." Schon vorher hatte derselbe Pater geschrieben: „Ich gebe Dir jetzt keine Nachrichten von meiner Mission; Du wirst das Nötige in dem Jahresbrief finden, den ich im Auftrag des P. de Britto übersetzt habe. Dieser große Missionär durcheilt immerwährend die Königreiche, die die Mission umfaßt, und zwar stets barfuß. Sein Eifer und Verlangen, den Christen zu helfen und die Heiden zu bekehren, ist so groß, daß ich in ihm den hl. Franz Xaver zu erblicken glaube."

In den Jahren, als P. de Britto Oberer war, wurde die Mission öfters von schweren Verfolgungen heimgesucht. Sie waren, sagt P. de Mello, schrecklicher als die früheren. Zuerst brach im Bezirk von Satyamangalam eine Verschwörung gegen den König von Maissur aus, die sich allmählich im weiteren Verlauf auch zu einer großen Verfolgung der Christen auswuchs. Die Verschwörer wandten sich in ihrer Wut zuerst gegen die königlichen Offiziere und Beamten, dann auch gegen die Christen. Die beiden Missionäre, die in diesem Bezirk wirkten, P. Noguera und P. Pereira, fielen den außerordentlichen Mühen, denen sie sich zum Wohl ihrer Christen unterzogen, zum Opfer; beide erkrankten und starben. Gewiß hat der sorgsame Obere, sobald er diese Trauerkunde erhalten, sich in den verwaisten Bezirk begeben, um die Christen zu trösten und zu stärken. Nachdem im Westen die Ruhe hergestellt war, brach ein noch heftigerer Sturm über die Christengemeinden in Tanjore herein. P. de Britto hatte dort jüngst bei einer Rundreise durch das Königreich eine große Zahl von Katechumenen getauft. Manche von diesen, überfroh in ihrem Glück, ver-

gaßen ganz, was kluge Vorsicht gebot. Sie bekannten nicht nur öffentlich ihren heiligen Glauben, sondern zerbrachen die Götzenbilder und traten die Heiligtümer, die sie vordem angebetet hatten, mit Füßen. Erbittert über die Zahl der Bekehrungen und über die Äußerungen unvorsichtigen Eifers taten sich die Brahminen zusammen und erwirkten vom ersten Minister des Königs die Erlaubnis, alle Christen gefangenzunehmen und in die Gefängnisse von Kumbakonam zu werfen. Die Polizei wurde ausgesandt, den Haftbefehl auszuführen. Ein junger Christ, Gaudioso mit Namen, aus einer der angesehensten Familien des Landes, erst achtzehn Jahre alt, tat sich vor allem durch seinen Eifer hervor. Man ergriff ihn und warf ihn gefesselt in ein dunkles Verlies. Die Richter forderten ihn auf, seinen Glauben zu verleugnen. Als er sich dessen standhaft weigerte, wurde er gefoltert und mit einem Rohr so grausam geschlagen, daß sein ganzer Leib nur eine Wunde war. Dann versuchten die Richter, die zu seinen nahen Verwandten gehörten, ihn auf andere Weise zum Abfall zu bringen. „Wie ein gemeiner Verbrecher", sagten sie, „stehst du, unser Bruder, vor uns, das gereicht uns zur Unehre. Aber geradezu eine Schande ist es für uns, daß du der verabscheuungswerten Christensekte anhängst und unsere Götter verachtest, die so viele Könige, Große und Gelehrte zu ihren Verehrern zählen. Alle diese müssen doch von der Größe und Herrlichkeit unserer Götter überzeugt sein, sonst hätten sie nicht solche Schätze aufgewendet, um zu deren Ehre die herrlichen Tempel zu erbauen, die alle bewundern. Dein Gott hat nur elende Lehmhütten als Tempel. Ihr Christen sagt, unsere Weisen hätten die Wahrheit nicht gefunden, und behauptet, nur ihr und die Parias, mit denen ihr euch einlaßt, hättet sie ent-

deckt. Das ist ja eine unerträgliche Anmaßung. Hast du aber in deinem blinden Trotz alles Ehrgefühl eingebüßt, so habe wenigstens Mitleid mit deiner Familie, die du durch dein Verhalten mit Schande bedeckst." Der edle Streiter Christi antwortete in kurzen Worten: „Die christliche Religion ist die allein wahre. Die Zahl der Anhänger und deren äußere Stellung kann die Wahrheit nicht vermehren oder vermindern. Ich bin entschlossen, lieber mein Leben zu opfern, als die Wahrheit aufzugeben oder zu verleugnen; meine größte Ehre erblicke ich darin, für Christus zu leiden." Diese Worte erbitterten die Richter so, daß sie den jungen Bekenner zum Tod verurteilten. Am folgenden Tage sollte das Urteil vollstreckt werden. Gaudioso wurde wieder in den Kerker geführt. Am Abend kam eine sehr nahe Verwandte, die noch in der Vorbereitung auf die heilige Taufe stand, ein elfjähriges Mädchen, zu ihm ins Gefängnis, um von ihm Abschied zu nehmen. „O Bruder", sagte sie, „wie beneide ich dich um das Glück, für unsern Gott sterben zu dürfen. Erflehe mir doch dieselbe Gnade, wenn du vor Gottes Angesicht stehst." Die Wärter erlaubten dem Gefangenen, während der Nacht zu seinen nächsten Verwandten zu gehen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Seine Mutter, seine Gattin und andere Verwandte waren zugleich mit ihm von P. de Britto getauft worden. Er sagte zu ihnen: „Jetzt, wo ich gekommen bin, euch zum letztenmal zu umarmen, bitte ich euch um ein Dreifaches: Betet inständig für mich, daß Gott mir Beharrlichkeit bis zum Ende verleihe; seht es nicht für eine Schmach an, daß ich eines gewaltsamen Todes sterben muß; der Martertod ist die größte Ehre, die Gott seinen liebsten Freunden gewährt, ich bin derselben so gar nicht wert. Möge euch nie

die Furcht vor dem Verlust der Ehre, des Reichtums oder des Lebens dazu verleiten, die Gebote Gottes beiseite zu setzen.“ Gerührt versprachen alle, diese drei Punkte nie zu vergessen. Dann tröstete er sie mit einigen herzlichen Worten und ging wieder in den Kerker zurück. Die Brahminen und die Beamten wagten es nicht, ohne die Erlaubnis des Königs das Todesurteil zu vollziehen; die Furcht, sich in Unannehmlichkeiten zu bringen, wog zuletzt schwerer als der Haß, und Gaudioso blieb im Gefängnis. Während sich dieses in Kumbakonam abspielte, hatte der sel. de Britto die Provinzen des Südens durcheilt und war auch in ein Städtchen gekommen, in das bis dahin noch kein Missionär den Fuß gesetzt und zu setzen gewagt hatte. Es lag im Königreich Madura. Der Name des Städtchens ist nicht bekannt; P. Besse[1] vermutet, es sei Ventakulam gewesen. Eine Kirche und ein Haus stand ihm nicht zur Verfügung; er ließ sich darum in einem Palmenwald nieder und empfing hier eine Menge von Heiden, die von allen Seiten herbeieilten. Die Gnade unterstützte seine Predigt; er war auf dem Punkt, gegen 200 Katechumenen zu taufen, als ihm spät am Abend die Kunde kam, ein Trupp Heiden nahe sich und wolle ihn gefangennehmen; sie seien von Brahminen aufgehetzt. Der Pater riet den Katechumenen, sich zu flüchten, und um ihnen dazu Zeit zu geben, trat er selbst seinen Feinden entgegen und fragte sie, was sie hier suchten. Sie antworteten ihm mit Beschimpfungen und Stockschlägen; dann fesselten sie ihn und führten ihn mit seinen Katechisten ins Gefängnis. Mehrere Tage verblieben sie im Kerker; zweimal kamen die Henker mit Äxten, um

[1] La Mission du Maduré 575.

ihnen den Kopf zu spalten. P. de Britto und die Katechisten beugten schon ihr Haupt, um den Todesstreich zu empfangen, aber im letzten Augenblick hielten es die Brahminen und Götzenpriester für geraten, von der Ermordung abzustehen und die Gefangenen in Freiheit zu setzen. Sie nahmen ihnen aber alles, was sie bei sich trugen. Gerade jetzt erhielt P. de Britto Nachricht von dem, was sich in Tanjore zugetragen hatte. Alsbald alles andere vergessend, was er erduldet, machte er sich auf den Weg, um seinen teuren Christen Trost, und wenn möglich, Hilfe zu bringen. Er wollte geradeswegs nach Kumbakonam, aber die Christen, die ihm die Kunde von der Verfolgung gebracht hatten, beschworen ihn unter Tränen, sich jenseits des Coleronflusses zurückzuziehen. „Wenn die Wölfe einige Schafe zerreißen", sagten sie, „so ist das ein Unglück, das wieder gutgemacht werden kann. Aber wenn sie den Hirten packen, was wird dann aus der ganzen Herde? Von Tattuvancheri aus kannst du ohne Gefahr uns helfen und raten." Der Pater willfahrte ihren Bitten, die Christen begleiteten ihn bis zum Coleron. Dort setzten sie ihn auf ein Bündel Holz; sie schwammen ringsherum, hielten ihn und brachten ihn so auf das andere Ufer. Ohne Zeit zu verlieren, sann P. de Britto auf Mittel und Wege, das Unglück, das über die Mission gekommen, abzuwenden und die Verfolgung, die von Tag zu Tag heftiger wurde, aufzuhalten. Schon waren alle Gefängnisse des Reiches mit Christen angefüllt. Die Brahminen hatten alle Zugänge zum Königshof geschlossen, so daß es unmöglich war, eine Audienz beim König zu erhalten oder an ihn einen Empfehlungsbrief gelangen zu lassen. Man mußte ein Äußerstes versuchen. Auf den Rat des Paters wandten sich die christlichen Palastbeamten zu-

sammen an den Befehlshaber des Heeres, einen Mohammedaner, und baten ihn, er möchte sich zu ihren Gunsten beim König verwenden. „Wir haben nur einen Wunsch, gehört zu werden und uns rechtfertigen zu dürfen. Überführt man uns eines der Verbrechen, deren man uns beschuldigt, so sind wir bereit, die Strafe zu erleiden; stellt sich aber unsere Unschuld heraus, so soll der König uns gegen die Grausamkeit seiner Minister schützen." Der General wagte es nicht, allein den Brahminen entgegenzutreten, versprach aber, bei gegebener Gelegenheit sich für die Christen zu verwenden. Das wurde bekannt. Rama Nayaken, den wir schon als großen Feind der Christen kennenlernten, ging zum General und riet ihm, sich in diese Sache nicht einzumischen; die Christen seien auch Feinde Mohammeds. Wenn man ihre Ausbreitung nicht hemme, werde in wenigen Jahren das ganze Land christlich sein. Er sandte zugleich dem General nebst andern Geschenken ein schönes Rassenpferd. Solchem konnte der Mohammedaner nicht widerstehen; er änderte sein Verhalten den Christen gegenüber.

Jetzt wandten sich diese insgeheim an einen andern Mohammedaner, der großes Ansehen genoß, und auf seinen und P. de Brittos Rat wurde beschlossen, die Parias unter den Christen im Palast, die die Sorge für die Pferde und Elefanten des Königs hatten, sollten zusammen die Arbeit einstellen und die Tiere nicht füttern. Darob entstand große Verwirrung in den Ställen. Der König, ein großer Pferdeliebhaber, hörte davon und fragte nach der Ursache; jetzt sprach der mohammedanische Beamte zugunsten der Christen. Man behandle sie ungerecht, man solle ihnen wenigstens gestatten, sich zu verteidigen. Der König nahm sich der Sache an und ließ sechs christliche Palastbeamte zu einem

der königlichen Minister rufen, um sich gegen die Anklagen, die Rama Nayaken gegen sie vorbrachte, zu verteidigen. Die Anklageschrift wurde verlesen. Den ersten Punkt gaben die Christen zu; es sei wahr, sie beteten nur einen Gott an und weigerten sich, den heidnischen Göttern zu opfern. Sie verlangten, sagten sie, hierin Freiheit, wie sie allen zustünde. Die Mohammedaner glaubten nicht an die Götter der Heiden, man lasse sie in Ruhe; selbst die Heiden einer Sekte wollten nichts von einigen Göttern wissen, die andere Sekten anbeteten. Die Christen zwängen keinen, ihren Gott anzubeten; sie sähen aber auch nicht ein, warum man sie zwingen wollte, die Götter anderer zu verehren. Was die übrigen Anklagepunkte angehe, so enthielten sie nur Verleumdungen, die bewiesen werden müßten. Könne man sie beweisen, so seien sie strafbar, und sie würden jede Strafe, selbst den Tod annehmen. Der König verlangte nun von dem Gouverneur von Kumbakanam strenge Untersuchung.

Die Wut der Brahminen war groß. Bindet die Christen an Pferdeschweife und laßt sie durch die Straßen der Stadt schleifen, so rieten einige. Aber der Oberbrahmine, der Vorsitzende des Gerichtshofes, wagte nicht, solches anzuordnen. Er versammelte die Brahminen, warf das Schriftstück, das den königlichen Befehl enthielt, in die Mitte des Saales und sagte: „Wenn einer ein einziges der Verbrechen, dessen die Christen angeklagt sind, beweisen kann, werde ich verfügen, daß nicht nur die, welche jetzt im Gefängnis sind, sondern alle Christen im ganzen Königreich sterben. Sonst aber ist es mir unmöglich, sie zu verurteilen.“ Man konnte keinen Beweis erbringen, und der Richter mußte alle für unschuldig erklären und freilassen. Auch mußte er ihnen gestatten, in Zukunft nach ihrer Religion in voller Freiheit

zu leben. Die Gefängnisse öffneten sich. Alsbald kam P. de Britto, um die treuen Christen, insbesondere Gaudioso, zu beglückwünschen. Auch an die Brahminen wandte er sich. Sie hätten unrecht getan, sich an diesen jungen Christen zu vergreifen; wäre es ein Verbrechen, sich zur christlichen Religion zu bekennen, so hätten sie ihn zuerst ergreifen müssen. „Nun kommt", fuhr er dann fort, „bringt eure Einwürfe gegen unsere Religion vor; ich bin bereit, in der Gegenwart des Königs euch Rede und Antwort zu stehen." Doch die Brahminen nahmen die Herausforderung nicht an. In Ruhe konnte jetzt der treue Vater eine Zeitlang sich den seelsorglichen Arbeiten unter seinen Kindern in Tanjore widmen.

Gegen das Ende des Jahres 1685 finden wir den Seligen im Norden, in der Station Agaram, wo P. Telles eifrig wirkte. Hier gaben zwei der vornehmsten und einflußreichsten Christen der ganzen Gemeinde durch ihre Unversöhnlichkeit Ärgernis. Seit mehreren Jahren lebten sie in offener Feindschaft, und alle Bemühungen der Missionäre, sie miteinander auszusöhnen, waren bis jetzt gescheitert. P. de Britto hörte davon. Vielleicht konnte er helfen. Er wandte sich nach einem Abendgottesdienst, den er selbst abhielt, an die beiden und legte ihnen nahe, daß es nicht genug sei, keinen Haß im Herzen zu tragen, sondern daß sie als Schüler eines Gottes, der für seine Feinde gestorben sei, einander lieben müßten. „Gott, dem ihr täglich sagt, daß ihr verzeihen wollt, wie er verzeiht, begnügt sich nicht damit, euch nicht zu hassen und euch nicht übelzuwollen; solch eine Verzeihung würde euch nicht genügen; nein, er liebt euch. Gott, der das Innere der Herzen durchforscht, könnt ihr nicht hintergehen." Trotz allem wollten die Feinde sich

nicht ergeben. Da rief der Missionär aus: „Weil ihr aus Liebe zu Christus zu verzeihen nicht bereit seid, will ich für euch beide Buße tun, um eure Seelen zu retten.“ Damit ergriff er eine Geißel und begann sich bis aufs Blut zu schlagen. Das wirkte. Die beiden warfen sich zu den Füßen des Priesters und versicherten ihm unter Tränen, sie seien bereit, allen Zwist zu begraben und sich von Herzen zu lieben[1].

Zehntes Kapitel.

In Marava. 1686.

Südöstlich von Madura zog sich der Küste entlang das Königreich Marava hin. Es war dem König von Madura tributpflichtig, jedoch häufig in offener Empörung gegen den Lehnsfürsten. Das Klima von Marava wird

[1] In dem Jahresbrief des P. de Mello von 1686, wie P. Bertrand ihn gibt (La Mission du Maduré III 376 ff.), geschieht eines Begebnisses Erwähnung, in dem P. de Britto handelnd auftritt. Die Residenz Candelur sollte aufgegeben und an deren Stelle Oreiur (bei Tiruchirapalli) als neues Bezirkszentrum eingerichtet werden. Auf dem Platz, wo früher P. Balthasar da Costa eine Kapelle gehabt hatte, wollte der Missionär eine Kirche und ein Haus bauen. Er stieß auf Schwierigkeiten, da dort jetzt eine heidnische Pagode stand. P. de Britto habe die Hindernisse aus dem Weg geräumt (nur einmal wird sein Name genannt) und die Bauerlaubnis vom Statthalter, einem königlichen Prinzen, erwirkt. — P. Besse (La Mission du Maduré 23 92) spricht von einem Jahresbrief, datiert 31. Mai 1689, in dem P. de Mello über die Ereignisse der zwei vorhergehenden Jahre berichtet. Er enthält dieselbe Begebenheit, ohne den Namen des P. de Britto. Die Bauerlaubnis, sagt P. Besse, sei am 6. Juli 1688 erteilt. Es scheint, P. Bertrand (oder ein anderer) hat das betreffende Stück aus dem Brief von 1688 an den ersten Brief gefügt und den Namen des P. de Britto hinzugesetzt.

von den Missionären als ungesund bezeichnet; besonders nach den Regenmonaten treten Fieber und Dysenterie oft verheerend auf, wohl infolge des vielen stehenden Wassers. Das während der Monsune niedergehende Regenwasser sammelt man in größeren oder kleineren Teichen, um es zur Bewässerung der Reisfelder zu gebrauchen. Teich reiht sich an Teich über die ganze Ebene hin. In früheren Jahrhunderten war großer Waldbestand vorhanden; noch jetzt trifft man Überreste der Wälder „mit dornigen Bäumen", von denen die alten Missionsberichte des öfteren reden. In den Wäldern hatten die Kaller, Angehörige der Räuberkaste, ihre Wohnstätten.

Lange blieb Marava dem Christentum ganz verschlossen. P. Proenza scheint der erste Missionär gewesen zu sein, der von Madura aus im Jahre 1663 in Marava eindrang. Seine Predigt fand gute Aufnahme; wenigstens werden schon im Jahre 1667 im Katalog der malabarischen Provinz drei Kirchen in Marava erwähnt, die regelmäßig von einem Priester von der Fischerküste aus besucht wurden. Die Zahl der Christen wird in diesem Jahr auf mehr als 1000 angegeben. 1669 brach eine grausame Christenverfolgung aus. Man ging mit Schwert und Feuer gegen die Christen und ihre Habe vor; seitdem durfte es kein Priester wagen, in das wilde Land einzudringen. Die Christen, die die Verfolgung überlebten, kamen dann und wann nach Candelur und nach andern Stationen in der Nähe der Landesgrenze, um dort dem Gottesdienst beizuwohnen und die heiligen Sakramente zu empfangen. Im Land selbst arbeiteten seeleneifrige Katechisten, und ihre Tätigkeit war mit Erfolg gesegnet. In einem Brief aus dem Jahre 1683 lesen wir, daß P. d'Abreu bei einer Reise in die Grenzgebiete mehr

als 4000 Christen vorfand. P. de Britto kam zum erstenmal in das Land Marava, als er nach Ostern 1682 aus der Madura-Mission nach Topo reisen mußte. Ein Stück der Reise legte er zu Schiff zurück, den Rest zu Lande durch Marava. Vier Jahre später machte er sich wieder dahin auf, dieses Mal mit der Absicht, dort eine längere Zeit der Bekehrungsarbeit unter den Verlassenen zu widmen. Man suchte ihn zu bereden, der großen Gefahren wegen von dem Unternehmen abzustehen. Ein älterer, sehr erfahrener Missionär beschwor ihn, nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen, um etwas Unmögliches zu wagen. P. de Britto gab ihm zur Antwort, er sei fest entschlossen, nach Marava zu gehen. Er frage nicht, ob es möglich oder unmöglich sei; für ihn handle es sich nur darum, wie er am besten seinen Plan ins Werk setzen könne.

Am 5. Mai 1686 langte er von Kumbakonam kommend im Reich Marava an. Seine Tätigkeit scheint sich vorläufig auf die nördliche Hälfte des Landes beschränkt zu haben. Meist wohnte er in den Wäldern, wo sich die Christen und Katechumenen von nah und fern unter dem Schutz der Kaller versammelten, dem heiligen Opfer beiwohnten, seinen Unterweisungen lauschten und die heiligen Sakramente empfingen. In den etwas mehr als zwei Monaten, die bis zu seiner Gefangennehmung verflossen, taufte der Selige 2070 Katechumenen und hörte die Beichten aller, die kommen konnten. Über die Orte, an denen er sich aufhielt, kann nur wenig mit Sicherheit festgestellt werden[1]. Die Kaller von Panangudi führen die Bekehrung ihrer Vorfahren auf den seligen de Britto zurück, der sich

[1] Besse, La Mission du Maduré 349.

in den Wäldern, die ihr Dorf umgaben, mehr als zwei Monate aufgehalten habe. Ein Ort Velleikulam wird noch erwähnt, nicht weit von Panangudi gelegen; von dort sind mehrere Briefe des Seligen datiert, die er an den Karmeliter-Missionär P. Pedro Paulo de S. Francisco schrieb.

Am 17. Juli las er in Velleikulam die heilige Messe und begab sich dann auf den Weg nach dem nördlich davon gelegenen Mangalam. Hier erfolgte am selben Tage seine Gefangennahme. Kurz berichtet der Selige selbst hierüber wie über die Ereignisse der folgenden Tage in einem Brief an den Provinzial, P. Emanuel Rodriguez, vom 31. Juli. „Am Tag des hl. Alexius (17. Juli), als ich auf der Reise war, fiel ich in die Hände des ersten Ministers von Marava, namens Cumara Pilley. Er nahm mir und meinen Gefährten alles, was wir bei uns hatten. Dann verlangte er, wir sollten den Schiwa, einen ihrer Hauptgötzen, anrufen. Er werde uns dann unsere Habe zurückgeben, uns mit Ehren überhäufen und uns die Erlaubnis geben, das Gesetz Gottes zu predigen. Mir insbesondere versprach er ein Pferd zum Geschenke. Wir alle (meine sechs Gefährten und ich) antworteten, wir dürften diesen Namen nicht anrufen. Darauf ließ er mich schlagen und fesseln und an einen Baumstumpf binden, wo ich die ganze Nacht und den folgenden Tag bis 2 Uhr nachmittags verbleiben mußte. Meine Gefährten aber, besonders Scheluen, einer der beiden Katechisten, und Schuren, wurden auf Schultern und Brust aufs grausamste zerfleischt, dann auch wie ich an einen Baum gebunden. Am folgenden Tage hatten sie die Qual der Wasserstrafe zu erdulden, daran schloß sich eine neue Geißelung. Einer aus ihnen, der Lebensmittel für mich getragen hatte, verleugnete den Glauben und erhielt seine Freiheit. Uns aber führten die Soldaten auf Geheiß des Ministers in eine

benachbarte Feste, Codiarcoil. Dort mißhandelten sie Schuren von neuem aufs grausamste. Er ertrug alles mit dem Mut eines Märtyrers. Wir alle wurden darauf verurteilt, in Stücke gehauen zu werden. Sogleich begann man mit den Vorbereitungen und legte das Feuer, die Zangen und andern Instrumente zurecht; aber weil darüber die Nacht hereinbrach, unterblieb die Vollstreckung des Urteils. Man legte uns wieder Fesseln an, mir an Händen und Füßen, den andern nur an den Füßen, und warf uns in einen engen Kerker, wo wir bis zum 28. Juli verblieben. Dann schleppte man uns nach Pagani, wo wir vor Hunger und Durst halbtot ankamen. Von neuem drohte Cumara, uns zu töten, wenn wir nicht Schiwa anriefen. Als wir uns weigerten, wurden wir mit Fußtritten, Faust- und Stockschlägen mißhandelt und endlich wieder in Eisen gelegt; der Minister aber begab sich zum König, um die Bestätigung des Urteils nachzusuchen, und jetzt erwarten wir stündlich die Antwort. Wir sind ergeben in Gottes heiligen Willen und ganz glücklich darüber, daß er uns der Gnade würdigt, unser Leben für den heiligen Glauben hingeben zu dürfen. Ich bitte Ew. Hochwürden, mich zu segnen, und beschwöre alle Patres, mich Gott zu empfehlen, damit er mir die letzte Gnade verleihe, daß ich mich im Himmel aller erinnere.

30. Juli 1686.

Ihr Sohn in Christus
Johannes,
verurteilt zum Tode für Christus."

Den kurzen Bericht des Seligen können wir aus mehreren andern Quellen ergänzen. Zuerst liegt ein Bericht des P. Ludwig de Mello vor, den er über die Ereignisse des Jahres 1686 an den damaligen Ordensgeneral, P. Karl

von Noyelles, sandte. P. de Mello war in Lissabon im selben Jahr ins Noviziat der Gesellschaft Jesu eingetreten, in dem P. de Britto nach Indien abreiste. Im Jahre 1680 kam er nach Indien und wurde 1682 der Mission von Madura zugeteilt, wo er mit und unter dem P. de Britto segensreich arbeitete. Gerade zwei Jahre vor dem Tode des Seligen, am 4. Februar 1691, sollte er als der erste Blutzeuge der Mission für den Glauben sein Leben hingeben[1]. Er starb an den Folgen der Mißhandlungen und Martern, die er von den Händen der Glaubensfeinde erduldet hatte. P. de Mello berichtet, daß bei dem ersten Verhör vor Cumara Pilley P. de Britto seiner Weigerung, den Götzen Schiwa anzurufen, die Worte beifügte, er bete nur den Schöpfer aller Dinge, den einen wahren Gott an. Wo er die Wasserstrafe erwähnt, die nach ihm alle zu erdulden hatten, auch P. de Britto, beschreibt er dieselbe kurz: Das Opfer wurde an einem Strick, der am Arm befestigt über eine Winde lief, neben einem Teich oder über einem Brunnen in die Höhe gezogen; plötzlich ließ man den Armen mit seinem ganzen Gewicht in das Wasser fallen, wo er verblieb, bis er dem Ertrinken nahe war; dann wurde er wieder emporgezogen, und dieselbe Tortur wiederholte sich. Von P. de Mello erfahren wir auch den Namen des Gefährten, der abtrünnig wurde; er hieß Satyanaden. Der Pater sucht ihn zu entschuldigen: er habe, überwältigt von den furchtbaren Schmerzen, den Götzen Schiwa mehr unwillkürlich als absichtlich angerufen.

In Codiarcoil (auch Calearcoil genannt) wurde der Selige an zwei Stricken aufgehängt. Mit dem einen waren seine

[1] Franco, Annus gloriosus etc. 59 ff.

Füße an einen hohen Baum gebunden, mit dem andern die Hände an einen andern Baum; längere Zeit beließ man ihn in diesem Zustande. Die Stricke schnitten tief in die Hände und Füße ein. Während der elf Tage, die die Bekenner in Codiarcoil im Gefängnis zubrachten[1], erhielten sie als Nahrung nur einmal täglich eine Handvoll Reis.

In Pagani, dem Aufenthaltsort des Cumara Pilley, nahm dieser an der Peinigung tätigen Anteil. Voll Zorn über die Standhaftigkeit der Christen und ihres Priesters warf er sich auf sie und schlug sie; das diente natürlich den Leuten seines Hofes zum Antrieb, die Christen um so grausamer zu behandeln. Bei dem ersten Schlag, den P. de Britto auf die Wange erhielt, bot er dem Wüterich sogleich die andere dar. Dieser konnte sein Erstaunen nicht verbergen.

Der Urteilsspruch, den der Minister auf die erneute Weigerung der Christen, Schiwa anzurufen, fällte, entsprach den Erlassen, die früher gegen die Prediger des Evangeliums ergangen waren; dem Pater und den Katechisten sollten Hände und Füße abgehauen und sie dann an einem Pfahle aufgespießt werden. Den andern Christen sollten ein Fuß, eine Hand, die Ohren, die Nase und Zunge abgeschlagen und sie so verstümmelt in ihre Familien zurückgeschickt werden. Freudig hörten alle den Urteilsspruch. Sie begannen Lieder zu singen und beteten die Litanei von der Mutter Gottes und andere Gebete, um sich auf den letzten Kampf vorzubereiten. Die Henker unterbrachen sie, rissen sie aus dem Gefängnis und geißelten sie blutig; dann führten sie den seligen de Britto an einen Ort, den man noch jetzt in der

---

[1] Die Tradition sagt, P. de Britto sei in der Pagode von Codiarcoil eingekerkert gewesen.

Nähe des Dorfes zeigt. Es befindet sich daselbst ein großer flacher Stein mit vielen spitzen Kanten und Erhebungen, der nur etwas über den Boden hervorragt und auf den den ganzen Tag die Sonne niederbrennt. Acht Henker trieben hier ihr grausames Spiel mit ihm. Sie entkleideten ihn und rollten ihn auf dem heißen, spitzigen Stein lange hin und her; endlich, als sie des Spieles müde waren, ließen sie ihn ganz wund in der Sonnenhitze ohne Schutz gegen die glühenden Strahlen bis gegen Abend liegen[1]. Nach der fürchterlichen Peinigung wurde der Selige wieder in den Kerker gebracht. Einige Tage später kamen die Henker mit einem Beil und Block, um den Opfern die Glieder abzuhauen, und mit Pfählen, um sie aufzuspießen. Man wartete nur auf den Minister, der als Vorsitzender zugegen sein mußte.

Aber das Ende war noch nicht gekommen. Gerade, als Cumara Pilley sich rüstete, sein Haus zu verlassen, um dem grausamen Schauspiel beizuwohnen, meldete ein königlicher Bote, im Palast sei eine Verschwörung gegen das Leben des Königs entdeckt worden; der Minister müsse sofort mit seinen Soldaten in die Residenz kommen. Über diese Nach-

[1] Dieser Marterstein liegt in der Nähe einer heidnischen Pagode. Zur Seite der Pagode sieht man einen Teich, der nach einer Überlieferung, wie sie sich bei den Christen und Heiden erhalten hat, vom Seligen gesegnet wurde. Eine heidnische Frau habe ihm, als sie ihn vor Durst beinahe verschmachtend gesehen, etwas Wasser gebracht; dann habe der Selige den Teich, aus dem sie das Wasser genommen, gesegnet und gesagt, er würde in Zukunft immer Wasser halten. Diesem Segen schreiben selbst die Heiden es zu, daß auch in Zeiten größter Dürre hier das Wasser nie ausgeht und die Reisfelder, die aus ihm bewässert werden, stets guten Ertrag liefern (Besse, La Mission du Maduré 272).

richt vergaß Cumara die Gefangenen und dachte nur daran, möglichst rasch dem König zu Hilfe zu eilen.

P. de Britto und seine Gefährten wußten hiervon nichts und warteten im Kerker sehnlich auf die Stunde ihrer Hinrichtung. 22 Tage blieben sie in solcher Ungewißheit. Endlich kam der Befehl, sie an den Hof des Königs nach Ramanadburam, dem jetzigen Ramnad, zu führen. Mit bloßen Füßen mußten sie die lange Strecke von 18 Meilen (mehr als 60 km) zurücklegen, und zwar vielfach im Laufschritt. P. de Britto war in einem so elenden Zustand, daß selbst die Götzendiener Mitleid mit ihm hatten.

In Ramanadburam wurden alle zuerst in einem Pferdestall, dann in einem engen, schmutzigen Kerker untergebracht. Die Brahminen und andere Götzenpriester kamen in großer Zahl, um den Pater zu verhöhnen und mit ihm zu disputieren, weil sie glaubten, er sei so geschwächt, daß sie ihn leicht besiegen könnten. Aber Gottes Gnade gab dem mutigen Dulder Stärke; er sprach zu ihnen mit solcher Kraft, zeigte ihnen die Ungereimtheit des Götzendienstes so eindringlich und bewies ihnen die Wahrheit der katholischen Religion mit so greifbaren Beweisen, daß diese stolzen Gelehrten öffentlich und in Gegenwart des Königs gestehen mußten: „Obgleich dieser Lehrer unsere Lehren und Zeremonien bekämpft, so kann man doch nicht leugnen, daß er Grundsätze vorträgt, die heilig und erhaben und ganz der Vernunft entsprechend sind.“

Ein solches Geständnis setzte den König in Staunen; er wurde neugierig und wollte mehr von den Lehren dieses fremden Sanyassi vernehmen. Er ließ ihn in seinen Palast bringen. Mit Höflichkeit und Ehrerbietung empfing er ihn, hieß ihn sich an seiner Seite niederlassen und bat ihn, ihm zu sagen,

was er seine Jünger lehre. Der Pater begann, er predige den wahren Gott, den allmächtigen Herrn, dem allein Ehre und Anbetung gebühre. Die Gottheiten, die die Heiden verehrten, seien eitel und armselige Erfindungen des menschlichen Geistes. Der König wandte sich an seine Umgebung und sprach: „Dieser Mut gefällt mir. Mit solchem Freimut soll man immer reden. Männer von Charakter sollten das nie vergessen. Aber was lehrt das Gesetz, das du verkündest, weiter?" Der Selige begann nun, die zehn Gebote auszulegen, sprach von ihrer Heiligkeit und ihrer Bedeutung für die menschliche Gesellschaft sowie von der Notwendigkeit, sie zu beobachten. Das gefiel dem König. „In Wahrheit", rief er aus, „das ist ein vollkommenes Gesetz." Der Selige sprach weiter über die Eigenschaften Gottes und kam wieder darauf zurück, daß alle Gottes Willen gehorchen müßten. Jetzt griff Cumara Pilley ein; er fürchtete, die Worte des Seligen könnten einen zu tiefen Eindruck auf den König machen. Er fragte den Pater: „Warum rufst du unsern Schiwa nicht an?" P. de Britto antwortete: „Die Anhänger Brahmas rufen Brahma an, die des Wischnu den Wischnu, die des Schiwa den Schiwa; ich erkenne den Schöpfer des Himmels und der Erde als wahren Gott an, ihn allein rufe ich an." Jetzt fragte der König: „Bist du ein Phirangi, ein Holländer oder was? Deine Gesichtsfarbe bekundet, daß du ein Fremder bist." — „Ich gehöre einer Gesellschaft gelehrter, würdiger und angesehener Männer an, ihre Lehren sind erhaben, ihre Gedanken sind keusch und rein. Als Gesandte des wahren Gottes gehen sie in alle Welt, sein heiliges Gesetz zu verkünden." „Und bekennt man sich zu diesem Gesetz jenseits unserer Meere?" fragte der König. „Gewiß", lautete die Ant-

wort, „die ganze Welt, die es gehört, hat es angenommen; es verpflichtet alle Menschen; es ist für alle Völker bestimmt; es verkündet allen den einen Gott, den sie anbeten müssen.“ „Noch einmal, in Wahrheit“, entgegnete der Fürst, „du bist ein wahrhaftiger und aufrichtiger Lehrer.“

Diese Worte erschreckten den Cumara Pilley und die Brahminen. Sie begannen wieder mit ihren alten Anklagen, die Christen weigerten sich, den Schiwa anzurufen. „Mag dieser Sanyassi den Schiwa anrufen oder nicht“, entgegnete der König, „das geht euch nichts an. Wie könnt ihr verlangen, daß ein Mann, der zu einem so erhabenen Gesetz sich bekennt, eure Träumereien annehme? Was hat die Wahrheit mit dem Irrtum zu schaffen?“ Das waren herrliche Worte; aber wie es so oft geschieht, es war dem König zu schwer, sich dem göttlichen Willen zu unterwerfen. Wir wissen aus einem Brief des Provinzials, des P. Emanuel Rodriguez, an den Ordensgeneral, daß der König sehr dem Trunk ergeben war. Man suchte seine Völlerei damit zu rechtfertigen, daß man sie ein Opfer des Schiwa nannte. Zudem war die Vielweiberei bei den Indiern, insbesondere bei den indischen Königen und Fürsten, vorherrschend. Diebstahl war nicht minder bei den Maravern im Schwung. Die Diebeskaste war dort sehr zahlreich, und der Fürst selber gehörte dieser Kaste an. Das Leben, das der König führte und führen wollte, stand im Widerspruch zu den reinen Lehren des Evangeliums. Er wandte sich an den Seligen und sagte: „Das Leben und die Freiheit schenke ich dir, wie auch deinen Schülern, die mit dir gefangen sind. Ihr könnt in meinem Königreich bleiben und hier euren Gott anbeten und nach eurem Gesetz leben, aber ich verbiete euch, das Gesetz meinen Untertanen zu predigen.

Eine Religion, die die Vielweiberei, den Diebstahl und den Götzendienst verbietet, kann uns nicht behagen. Wenn ihr sie predigen wollt, predigt sie anderswo. Wenn ihr aber trotz meines Verbotes (und diese Worte wiederholte er dreimal) in meinem Lande zu predigen fortfahrt, so werde ich euch ergreifen und euch das Herz aus der Brust reißen lassen." Noch hoffte P. de Britto, dieses Verbot könne rückgängig gemacht werden, zumal der König ihn mit Zeichen großer Hochachtung entlassen hatte. Er suchte nochmals unter dem Vorwand, dem König seinen Dank aussprechen zu wollen, in den Palast vor den König zu gelangen; aber die Brahminen wußten dies zu verhindern. Es blieb ihm nichts übrig, als vorläufig Marava zu verlassen und auf bessere Zeiten zu warten [1].

[1] Kurze Zeit vor der Gefangennahme des sel. de Britto kam der Karmeliter P. Petrus Paulus de S. Francisco (später Apostolischer Vikar von Bombay) in das Küstengebiet von Marava, in Begleitung von zwei eingebornen Priestern aus Malabar. Der Karmeliter kannte die Landessprache nicht und wurde an seiner Kleidung und seinen Lebensgewohnheiten sogleich als Europäer (Phirangi) erkannt. Er ging von Marava nach Negapatam und stieg dort in der holländischen Kolonie ab. Im Juni 1686 war er mit P. de Britto in Briefwechsel und beklagte sich über das unhöfliche Benehmen eines Katechisten des P. de Britto in Tondi ihm gegenüber. P. Rodriguez, der Provinzial, bringt in einem Brief vom 2. August 1686, in dem er dem Ordensgeneral die Einkerkerung des P. de Britto mitteilt, den Karmeliter mit dieser Gefangennahme in Verbindung. — Es sind noch zwei Briefe des Antonio Silveira de Soares, des Bistumsverwesers von Cochin, vorhanden vom 4. September 1686, der eine an Papst Innozenz XI., der andere an den Kardinalpräfekten der Propaganda. Silveira beklagt sich über den P. Petrus Paulus de S. Francisco. Dieser habe sich in der Diözese Cochin kirchenrechtswidriger Handlungen schuldig gemacht. Sodann sei er ins Königreich Marava gereist, dort als Europäer und als Freund der Holländer aufgetreten und sei die Veranlassung gewesen, daß der König von Marava die

Noch müssen wir einen Bericht nachtragen, der die Zeugenaussage des Mariadagen, des Sohnes des einen der mit dem Seligen gemarterten Katechisten, enthält.

„Ich wohnte damals", so berichtet er, „im Hause meines Vaters, des Scheluen Nayaker, der ein Katechist des P. Johannes de Britto war. Es war im Juli 1686. P. Johannes kam von der Kirche der hl. Maria Magdalena in Velleikulam, als er auf Befehl des königlichen Ministers Cumara Pilley mit meinem Vater, einem andern Katechisten, namens Kanagapen, und zwei Neuchristen, Schuren und Sathanaden-Chetty, auf dem Wege ergriffen wurde. Man führte sie nach Codiarcoil und schloß sie in einem dunklen Kerker ein. Zuerst machte der Minister dem P. de Britto große Versprechungen, wenn er dem Götzen Schiwa, der bei den Heiden dieses Landes in besonderer Verehrung steht, opfern wolle. Mit Entrüstung wies der Pater die Zumutung ab. Cumara Pilley ließ dann die zwei Neuchristen abführen und mit Ruten schlagen. Sathanaden wurde ganz erschreckt, und nachdem er einige Streiche erhalten hatte, opferte er dem Götzen. Schuren, der im ganzen Land eine hohe Achtung genoß, zeigte mehr Mut; aber da man ihn ohne Erbarmen schlug, immer ihm zurufend, er solle dem Schiwa opfern, bat er, man möge ihm erlauben, zuerst den P. Johannes zu fragen. Das wurde ihm zugestanden. Nach einer kurzen Unterredung mit dem Pater kehrte Schuren zu Cumara Pilley zurück und erklärte ihm, er wolle lieber sterben, als eine götzendienerische Handlung vollziehen. Von neuem marterte

Predigt des Evangeliums in seinem Reich verboten habe. Jedenfalls war dem König von Marava über das Vorgehen des Karmeliters Kunde geworden; so lag es nahe, daß er auch den P. de Britto für einen Phirangi hielt und ihm für die Zukunft die Predigt verbot.

man ihn, bis er ohnmächtig zu Boden sank. Einige glaubten, er sei tot; andere meinten, er verstelle sich nur. Um sich zu überzeugen, ließ Cumara Pilley eine brennende Fackel an seine Fußsohle halten. Nun gab er Lebenszeichen von sich und wurde gefesselt ins Gefängnis zurückgebracht. Bald nachher befahl Cumara, den Seligen mit den andern Gefangenen nach Pagani zu bringen, wo sie die Nacht im Gefängnis zubrachten. Tags darauf überlieferte er den P. Johannes den Henkern. Diese rissen ihm die Kleider vom Leib und legten ihn auf einen großen, flachen Stein, der von der Sonne so erhitzt war, daß man ihn mit der Hand kaum berühren konnte. Die Wüteriche wendeten ihn von der einen auf die andere Seite und quälten ihn, bis sein Leib wie gebraten war. Dann führten sie ihn ins Gefängnis zurück. Nun kam die Reihe an meinen Vater. Wie den P. Johannes, so röstete man auch ihn; darauf begann man ihn mit Ruten zu schlagen, und einer der Henker gab ihm einen solchen Schlag auf das Auge, daß es aus der Höhle herauskam; das Blut floß reichlich, und das Auge hing die Wange hinunter. Die Henker empfanden Mitleid und gingen zu Cumara Pilley, um ihm mitzuteilen, was geschehen war. Dieser sagte, wenn der Sanyassi im Kerker das Auge wiederherstelle, werde er anerkennen, daß seine Religion die wahre sei. „Das hängt vom Willen Gottes ab“, erwiderte mein Vater, „was mich angeht, so bin ich bereit, nicht nur mein Auge, sondern auch mein Leben für den Glauben hinzugeben.“ Einige Heiden, die mitleidig zugeschaut hatten, berichteten dem P. de Britto, was sie gesehen hatten. Dieser sagte, er sei sicher, daß sein Katechist Scheluen Nayaker bereit sei, für den Glauben sein Leben zu opfern. Als man meinen Vater zu ihm brachte,

setzte der Pater das Auge wieder in die Höhle, machte darüber das Kreuzzeichen, und nicht nur wich der Schmerz vollständig, sondern mein Vater konnte auch sofort so gut sehen wie vorher. Cumara Pilley ließ ihn, als er das gehört, sofort zu sich kommen, und da die Sonne schon untergegangen war, befahl er ihm, beim Lampenlicht einige Zahlen zu lesen; das andere Auge bedeckte er mit der Hand. Er war erstaunt, als er merkte, mein Vater könne mit Leichtigkeit lesen, und sagte, der P. Johannes sei ein Zauberer. Alles dieses wurde mir erzählt von Scheluen Nayaker, meinem Vater, Schuren und dem Katechisten, die alle Augenzeugen waren und mit dem Pater den Kerker teilten."

Der Selige hatte fest geglaubt, daß die Qualen mit dem Martertod enden würden. Er unterschrieb ja seinen Brief an den P. Provinzial Emanuel Rodriguez: „zum Tode verurteilt für den Glauben". Aber was der jüngste seiner Leidensgenossen im Kerker ihm mit prophetischem Geist vorausgesagt hatte, sollte sich erfüllen. Diesen fragte der Selige: „Mein Sohn, was wirst du tun, wenn man auch dich peinigen wird? Bist du bereit, mit mir zu sterben?" Der Knabe antwortete: „Geliebter Meister, weder du wirst bei dieser Gelegenheit sterben noch ich. Du wirst in dein Vaterland zurückkehren, und erst nach deiner Heimkehr hierhin wird man dir das Haupt abschlagen."

Die Strafe Gottes blieb für den Minister und den König nicht aus. Wie wir aus einem Brief des Seligen an seinen Bruder Fernão vom 22. September 1692 ersehen, wurden der Minister oder General, wie er vom P. de Britto genannt wird, und seine Brüder des Hochverrats angeklagt und schuldig erfunden. Sie starben desselben Todes, zu dem der Minister den Seligen verurteilt hatte. Der König

wurde zuerst von dem Herrscher Maduras seines Reiches beraubt. Ekoji, der König von Tanjore, kam zu seiner Hilfe herbei und vertrieb den Eroberer, behielt aber für sich die Hälfte von Marava[1].

Freigelassen im August 1686, hatte P. de Britto wohl die Absicht, nach Madura zurückzukehren. Es ereilte ihn aber ein Brief des Provinzials, der ihn nach Topo berief, dem gewöhnlichen Aufenthaltsort des Provinzials. Sofort reiste er ab, begleitet von seinen beiden Katechisten und einigen Christen. Wahrscheinlich wählte er den Landweg. Wir können uns leicht denken, mit welcher Liebe und Ehrfurcht der mutige Bekenner von seinem Obern und seinen Mitbrüdern empfangen wurde. Der Provinzial ordnete an, er solle sich in Topo von den Leiden, die er erduldet, und von den Mühsalen seines langen Apostellebens erholen. Ihn aber drängte es, baldmöglichst in seine geliebte Mission zurückzukehren und mit seinen dortigen Mitbrüdern die Beschwerden des Missionslebens weiter zu teilen. Nachdem er genügend wiederhergestellt war, gab ihm der Provinzial die gewünschte Erlaubnis. Freudig machte sich der Apostel auf den Weg, wurde aber schon nach wenigen Tagen wieder nach Topo zurückgerufen.

Dort war nämlich eine Nachricht eingelaufen, die alle Wünsche und Pläne des Seligen fürs erste zunichte machte: die Nachricht vom Tod des P. Franz Paes. Im Jahre vorher hatte die malabarische Provinz den P. Paes zum Prokurator gewählt und nach Europa entsandt. Er war nicht bis nach Europa gekommen. In der Nähe des Vorgebirges der Guten Hoffnung erlitt der Segler, auf dem er die Reise machte,

[1] Fernão de Britto etc., História do nascimento 244.

Schiffbruch; er konnte sich zwar an die Küste retten, erlag aber dort den ausgestandenen Beschwerden und der Not, die an ihn herantrat. Für den Verstorbenen mußte ein anderer als Prokurator nach Europa entsandt werden, und der Provinzial mit seinen Beratern glaubten, P. de Britto sei für dieses Amt vor allen geeignet. Er genoß hohes Ansehen am portugiesischen Königshof und konnte dort gut die Interessen der Mission vertreten. Beinahe zwölf Jahre hatte er in Indien als Missionär und als Oberer gearbeitet und war befähigt, über die Verhältnisse und Bedürfnisse der Mission aus eigener Erfahrung ein Urteil abzugeben. Als der Provinzial ihm mitteilte, was über ihn beschlossen sei, war er betroffen. Wohl wird er, wie es einem Ordensmann kraft seiner Regeln zusteht, dem Obern die Gründe vorgelegt haben, warum man besser von seiner Person absehen möge; wohl wird er ihm die inständige Bitte vorgetragen haben, ihn zu seinen teuren Neubekehrten zurückkehren zu lassen; der Obere blieb bei seiner Entscheidung, und P. de Britto gehorchte. Nachdem die nötigen Besprechungen stattgefunden hatten, trat er im November 1686 die Reise nach Goa an[1].

---

[1] Sowohl P. Boero als P. Prat verlegen die Abreise von Topo und die Ankunft in Goa auf das Ende des Jahres 1687, aber wohl mit Unrecht. Fürs erste gewinnt man aus den Berichten, die noch vorliegen, keineswegs den Eindruck, als hätte der Pater sich über ein Jahr in Topo aufgehalten. Schon nach einer Ruhe von wenigen Monaten, scheint es, machte er sich auf den Weg nach Marava, wurde aber alsbald zurückgerufen und zum Prokurator ernannt. „Als er auf dem Punkt war, nach Marava zurückzukehren, sandten ihn die Obern nach Europa als Prokurator", sagt P. Lainez (Lettres édifiantes X, Paris 1781, 4). — Sodann wäre es kaum zu verstehen, wie der Ordensgeneral schon im März 1689 auf die sofortige Rück-

Kaum dort angekommen, mußte er sich alsbald aufs Schiff begeben, das schon zur Abfahrt bereitlag[1]. Auf demselben Schiff fuhr der Vizekönig Franz Tavora, ein alter Freund des Seligen, dessen Regierungszeit abgelaufen war, nach Lissabon zurück. Die Reise verlief ungewöhnlich glücklich. Als das Schiff das Vorgebirge der Guten Hoffnung umsegelt hatte, nahm es seinen Lauf nach Brasilien und lief dort den Hafen Bahia an. Von da wandte es sich nach Portugal, erreichte am 8. September 1687 die Mündung des Tajo und landete in Lissabon. P. de Britto, von seinen Mitbrüdern aufs herzlichste empfangen, nahm seine Wohnung im Kolleg vom hl. Antonius, in dem er als junger Scholastiker das Lehramt ausgeübt hatte.

---

reise nach Indien hätte bringen können, wenn der Pater erst im September 1688 in Lissabon angekommen wäre. Die Zwischenzeit wäre allzu kurz gewesen für die Erholung nach der langen Seefahrt, für die Erledigung der mannigfachen Geschäfte und für die Vorbereitungen zur Rückreise. Endlich steht es fest, daß die Fahrt nach Europa auf demselben Schiff erfolgte, das den Vizekönig von Goa, Franz Tavora, nach der Heimat brachte. Dieser aber verließ Goa am 15. Dezember 1686 (vgl. Danvers, The Portuguese in India II, London 1894, 370). Auch P. Lainez sagt in einem 1693 geschriebenen Brief (Lettres édifiantes X 4), P. de Britto sei Ende 1687 in Lissabon angekommen; desgleichen schreibt F. Martin (Examiner, Bombay 1909, 253): Der Pater langte in Europa an 1687.

[1] Der Aufenthalt in Goa mußte sehr kurz sein, da das königliche Schiff schon am 15. Dezember in See stach. Von Verhandlungen mit der Junta in Goa, von denen P. Prat schreibt, konnte schon darum keine Rede sein. Die handschriftlichen Quellen melden auch nicht, daß der Provinzial dem P. de Britto aufgetragen habe, in Goa in Verhandlungen mit der Junta oder mit andern zu treten. Die Anweisungen, die P. Prat anführt, sind die, mit denen P. Freire den P. de Britto im Jahre 1682 nach Topo sandte.

Elftes Kapitel.

Wieder in Europa. 1687—1690.

Kurz vor der Ankunft des Schiffes, das P. de Britto nach Portugal brachte, war mit einem andern Schiff die Nachricht von der Einkerkerung und den grausamen Martern des Blutzeugen nach Lissabon gekommen. Der Provinzial, P. Emanuel Rodriguez, hatte nämlich den Brief, den der Selige im Gefängnis an ihn geschrieben, an seine Mitbrüder in Portugal geschickt. Als nun die Kunde in der Stadt sich verbreitete, der Blutzeuge sei mit dem königlichen Schiff eingetroffen, geriet ganz Lissabon in freudige Erregung. Alle wollten den großen Bekenner sehen und ihm ihre Bewunderung und Verehrung ausdrücken. So sehr dieser auch in seiner Demut sich der Öffentlichkeit zu entziehen wünschte, allen Ehrenbezeigungen konnte er nicht entgehen. Er mußte am königlichen Hofe erscheinen.

Nach dem unglücklichen König Alfons VI. hatte im Jahre 1667 dessen jüngerer Bruder, Pedro II., den Thron bestiegen mit dem Titel Regent, dann, nach dem Tode Alfons' (1683), als König. Er war ein tiefreligiöser, um das Wohl seines Volkes besorgter Herrscher. Sein besonderes Interesse galt den Missionen in den Ländern, in denen Portugal noch Kolonien besaß; er unterstützte sie aufs freigebigste. Alles, was die Kolonien dem Staat einbrachten, verwandte der König, wie er an Papst Alexander VIII. schrieb, für den Unterhalt der Missionäre und ihrer Katechisten[1]. Es geziemte sich, daß P. de Britto dem König persönlich den Dank der

[1] Franco, Synopsis annal. 425.

Mission aussprach. Seinerseits erwartete der König mit Sehnsucht den Tag, an dem sein früherer Gespiele und Edelknabe sich ihm und der Königin vorstellen würde. Der königliche Hof war damals gerade von Lissabon abwesend; er hielt sich auf einem Schlosse in Salvaterra in Estremadura, nicht weit von der Hauptstadt auf. Eine Audienz wurde dem Seligen auf sein Ansuchen sofort gewährt. Herzlich empfingen ihn beim Eintritt in den Palast die königlichen Minister, die zum Teil mit ihm im Königspalast erzogen waren. Der König, der den Freund schon von der Treppe aus bemerkte, konnte seine Ungeduld kaum bemeistern und rief ihn von weitem mit Namen. Der Missionär nahte sich ehrfurchtsvoll und wollte sein Knie beugen, um des Königs Hand zu küssen; doch Pedro schloß ihn sogleich in die Arme und führte ihn in seine Gemächer. Längere Zeit blieben sie allein. Die beiden treuen Freunde hatten sich über vieles auszusprechen; es war ja das erste Wiedersehen nach mehr als 14 Jahren. Danach stellte der König seinen Jugendfreund der Königin Maria Sophia vor, einer Tochter des Pfalzgrafen Wilhelm von der Pfalz, die ihm im selben Jahr angetraut worden war. Sie empfing ihn mit Zeichen der größten Achtung und Verehrung und bat um die Gunst, am folgenden Tag bei seiner heiligen Messe aus seiner Hand die heilige Kommunion empfangen zu dürfen. Nach diesem ersten Besuch mußte der Selige noch oft am Hofe erscheinen, um über die Missionen von Madura und Malabar näheren Bericht zu erstatten und mit dem König und seinen Ministern Fragen, die Indien und die indischen Missionen betrafen, zu besprechen.

Während seines Aufenthalts in Portugal und selbst am Hofe änderte P. de Britto nichts an seiner gewohnten Lebensweise. Nur einmal am Tag nahm er Nahrung zu sich

und begnügte sich mit etwas Reis, Gemüse und Wasser, selbst an der königlichen Tafel. Ein Brett oder eine auf dem Boden ausgebreitete Bärenhaut diente ihm als Lagerstätte. Etwa 15 Jahre später schrieb der Erzbischof Telles von Braga an Papst Klemens XI.: „Wir haben es gesehen, wie der ehrwürdige Missionär, der mit uns von dem Grafen Marialva, dem Minister des Königs, zur Tafel geladen war, von den vorgesetzten Gerichten nichts nahm als ein wenig Gemüse und einige Früchte.“ Man drängte ihn wohl, die Zeit seines Aufenthalts in Europa zu benutzen, um seine Kräfte wiederherzustellen; aber er hatte nur die eine Antwort: „Meine Mitbrüder in Madura führen ein noch härteres Leben bei ihren mühevollen Arbeiten und Reisen in der glühenden Sonnenhitze der Tropen. Sie sind dazu stets Gefahren und Verfolgungen ausgesetzt; sie opfern ihre Gesundheit und ihr Leben, wenn es sein muß, wie dürfte ich es da besser haben? Was würde der hl. Ignatius und der hl. Franz Xaver, was würde mein Herr und Meister, der Heiland, sagen, wenn ich den Kelch an die Lippen gesetzt hätte, aber nicht den Mut zeigte, ihn vollends auszutrinken?“

Als Prokurator seiner Provinz mußte sich P. de Britto nach Rom begeben, um persönlich dem Ordensgeneral über den Zustand der Provinz, die er vertrat, genauen Bericht zu erstatten. Der König widersetzte sich dieser Reise. Fernão de Britto glaubt den Grund dafür zu kennen. Papst Innozenz XI., sagt er, habe befohlen, daß jeder Missionär, der nach Rom komme, sich eidlich verpflichten müsse, sich der Kongregation der Propaganda zu unterwerfen. Ein solcher Eid wäre aber zum Schaden der Rechte der Krone von Portugal gewesen. Ob ein solcher Befehl

des Papstes Innozenz XI. bestand, können wir nicht sagen. Wir finden aus der Zeit Innozenz' XI. nur zwei Dekrete vor, in denen den Missionären ein Eid vorgeschrieben wurde. Diese haben aber keine Beziehung zu unserem Fall; denn sie verlangen einen Gehorsamseid von allen Missionären, die in die hinterindischen Missionen gesandt werden. Jedenfalls ist so viel sicher, daß die portugiesische Kolonialregierung fürchtete, eine Reise des Prokurators nach Rom könnte ihren Rechten schaden, um so mehr, da Papst Innozenz als sehr entschiedener Verfechter der Rechte des Apostolischen Stuhles galt. Die portugiesische Krone war eifersüchtig darauf bedacht, die Privilegien zu bewahren, die die Päpste ihr verliehen hatten.

Im Verlauf der Zeit hatte Portugal wegen seiner großen Verdienste um die Ausbreitung des Glaubens von den Päpsten seit Martin V. eine Vorzugsstellung bekommen. Kein Bischof konnte in Indien und China ernannt werden ohne die Zustimmung des Königs von Portugal. Dieser besaß auch das Recht, die Kandidaten für die kirchlichen Würden und Benefizien vorzuschlagen. Nur mit seiner Genehmigung durften Missionäre nach Indien, China und Japan gehen; auf portugiesischen Schiffen und über Lissabon mußten sie dahin reisen. Mit diesen Vorrechten hatte aber die Krone auch die Verpflichtung überkommen, die Religion und ihre Apostel zu schützen, an der Ausbreitung des Glaubens zu arbeiten und die erforderlichen Geldmittel für die Bischofsstühle, die Seminarien und die Domkapitel zur Verfügung zu stellen. Zudem galten die Privilegien im allgemeinen nur für die Gegenden, die der portugiesischen Krone unterstanden. Als Portugal manche Besitzungen in Indien und Ostasien an andere Mächte, besonders an die Holländer, verlor und seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen

konnte, weil es mehr und mehr verarmte, änderte sich die Unterlage. In Rom ward im Anfang des 17. Jahrhunderts die Propaganda ins Leben gerufen, die allmählich an Einfluß gewann, und es kam zu mancherlei Reibungen zwischen ihr und der portugiesischen Kolonialregierung. Portugal war eben darauf bedacht, seine Vorzugsstellung zu behaupten, während der römische Stuhl sich bemühte, die Vorrechte Portugals auf das zu beschränken, was ihm rechtlich zustand.

In dieser schwierigen Lage schrieb P. de Britto an den erst kurz vorher (6. Juli 1687) zum General gewählten P. Thyrsus Gonzalez, der ihm in einem Antwortschreiben erlaubte, von der Reise nach Rom abzustehen und seine Geschäfte schriftlich zu erledigen.

Die Verhandlungen, die P. de Britto mit der portugiesischen Regierung zu führen hatte, nahmen von Anfang an einen günstigen Verlauf. Unter anderem versprach diese, mehr für die Unterstützung der Missionäre und für den Unterhalt der Katechisten zu tun, deren Tätigkeit gerade in der Mission von Madura von so großer Bedeutung war.

Nunmehr konnte P. de Britto daran denken, seine Werbearbeit in den Häusern seines Ordens zu beginnen. Er begab sich demnach auf Reisen und besuchte vor allem die Hauptschulen des Ordens, um unter dem jungen Ordensnachwuchs taugliche Mitarbeiter für seine Mission zu gewinnen.

Zuerst ging er nach Santarem, wo er sich jedoch nur kurze Zeit aufhielt; von hier nach Coimbra, der berühmten Universitätsstadt, wo er selber seine philosophischen Studien gemacht und von wo er seine Gesuche, in die indische Mission geschickt zu werden, an den Ordensgeneral gerichtet hatte. Mit Begeisterung lauschten die Patres und Scholastiker den Worten des verdienten Missionärs, der in

seiner Pandaramkleidung unter sie trat und ihnen von den mannigfachen Freuden und Leiden der Madura-Missionäre erzählte. Mächtigen Eindruck machten seine Schilderungen auf die opferbereiten Zuhörer. Manche kamen zu ihm und erklärten sich willig, ihm in seine Mission zu folgen und dort Freud und Leid mit ihm und seinen Mitbrüdern zu teilen. Sie ließen sich nicht abschrecken durch die großen Opfer, die das Missionsleben von ihnen fordern würde; seine Schilderungen des Opferlebens kräftigten vielmehr ihren mutigen Entschluß. Eine große Anzahl schrieben an den Ordensgeneral und baten in rührenden Worten um die Entsendung in die Mission von Madura. Auch auf die übrigen Studenten machten die begeisternden Worte, die der Apostel an sie richtete, den tiefsten Eindruck. Ein junger Student, der denselben Namen Johannes de Britto trug, sagt in einem noch vorhandenen Brief an den Pater General vom 10. Dezember 1695, er habe in seiner Jugend von vielen gehört, wie viele Tausende von Heiden vom ehrwürdigen P. de Britto zum katholischen Glauben bekehrt seien; unter dem Einfluß der Gnade habe er sich daraufhin entschlossen, in die Gesellschaft Jesu einzutreten und um die indische Mission zu bitten; mit dem P. de Britto sei er dann nach Indien gefahren.

Von Coimbra reiste der Pater nach Porto, wo er die gleiche begeisterte Aufnahme fand. Hier wünschten alle Mitbrüder, selbst ältere Patres, ihm die Füße waschen zu dürfen. Seine Demut sträubte sich, solches zuzulassen; aber er mußte dem Drängen nachgeben und zwei Brüdern erlauben, ihm diesen Liebesdienst zu leisten. Als diese die tiefen Spuren und Narben sahen, die die Eisen und Fesseln an seinen Füßen gelassen hatten, waren sie ganz ergriffen und küßten die Male

der Wunden, die er für den Glauben empfangen hatte. Kaum war es in der Stadt bekannt geworden, der große Missionär sei angekommen, als der Bischof von Porto mit seinem Kapitel und den weltlichen Würdenträgern der Stadt herbeieilte, um ihm ihre Verehrung und Bewunderung zu bezeigen. Von Porto kehrte Johannes nach Coimbra zurück und feierte dort im Kreise seiner Mitbrüder das heilige Weihnachtsfest. Auch Evora, wo er einen Teil seiner Studien gemacht hatte, wollte ihn in seinen Mauern sehen. Hier wie überall weckten seine Worte lebendige Begeisterung für die Mission von Madura. In Evora studierte damals P. Franco, später einer der ersten Geschichtschreiber der Gesellschaft Jesu in Portugal. Er hat uns ein Zeugnis hinterlassen von dem tiefen Eindruck, den des Missionärs Gegenwart in Evora auf Lehrer und Schüler hervorbrachte[1]. Er schreibt: „Wir alle, die wir uns damals in Evora aufhielten, sahen den bedeutenden Mann, von dessen Großtaten uns die Jahresbriefe unserer Gesellschaft so vieles erzählt hatten. Wir genossen das große Glück, den ehrwürdigen Gast zu begrüßen. Wie tröstlich war es für uns, ihm zuzuhören, als er im Kleid der Pandaram Swami in unserer Hauskapelle uns von den Opfern und Arbeiten unserer Mitbrüder im fernen Madura erzählte. Wir hörten ihn mehrere Male und wurden nicht müde, seinen Worten zu lauschen. Seine Art, zu sprechen, war einfach, sein Benehmen außerordentlich liebenswürdig, seine Freundlichkeit herzlich und gewinnend. Seine Tugend hatte nichts Finsteres, sondern zog durch ihre Milde an. Schon damals ahnten wir, er werde einmal den Heiligen beigezählt werden." Derselbe P. Franco berichtet, der Diener, der den P. de Britto

[1] Franco, Annus gloriosus etc. 57.

auf seinen Reisen zu begleiten pflegte und ihm bei der heiligen Messe diente, habe ihm später durch seinen Sohn, einen Priester, mitteilen lassen, er habe öfters den Seligen während der heiligen Messe von der Erde erhoben gesehen; derselbe Diener habe ihm gesagt, mehrere Kranke seien durch sein Gebet wunderbar geheilt worden.

Noch haben wir nichts von dem Besuch des P. de Britto bei seinen Verwandten berichtet. Donna Beatrix, die Mutter des Seligen, lebte zurückgezogen in Portalegre. Sehr bald, nachdem die Kunde von der Ankunft ihres Sohnes in Portugal zu ihr gedrungen war, wandte sie sich brieflich an ihn, um ihm zu sagen, wie sehr sie sich nach seinem Wiedersehen nach so langer Trennung sehne. Sie sprach die Bitte aus, da sie ihres Alters und ihrer geschwächten Gesundheit wegen kaum nach Lissabon kommen könne, so möge er eine Zusammenkunft in Portalegre oder sonstwo in der Nähe ermöglichen. Sogleich antwortete er ihr, er werde gewiß ihrem Wunsche nachkommen, sobald solches anginge; jetzt möge sie ihm ihren mütterlichen Segen senden. Seine Schwester war die erste von seinen Verwandten, der er einen Besuch machte. Sie hatte einen Grafen von Pinheiro geheiratet und wohnte auf ihrem Schloß in Pinheiro. Auf seiner Reise von Santarem nach Coimbra kam P. de Britto in das Städtchen Golegam, von wo Pinheiro in weniger als einer Stunde zu erreichen war. Sein Gefährte machte ihn darauf aufmerksam, daß es bis zum Schloß seiner Schwester nicht weit sei. P. de Britto entgegnete ihm, er gedenke auf der Rückreise dorthin zu gehen. Er müsse zuerst nach Coimbra; nicht seiner Verwandten wegen sei er nach Portugal gekommen, sondern um für seine Mission Mitarbeiter zu werben. Doch der Gefährte, ein älterer, angesehener Pater, wußte

ihn zu bewegen, seine Bedenken beiseitezusetzen. Der Besuch stehe der religiösen Vollkommenheit gar nicht im Wege, sei vielmehr eine Pflicht der Liebe. Aber nur sehr kurze Zeit hielt er sich dieses Mal bei seiner Schwester in Pinheiro auf. Bald nachher kam die Mutter, Donna Beatrix, zum Schloß ihrer Tochter. Dort hatte sie das große Glück und die Freude, ihren Sohn zu sehen, als derselbe bald nach Weihnachten von Coimbra nach Lissabon zurückkehrte. Welch ein Wiedersehen! Was muß das Mutterherz gefühlt haben, als sie sich von ihrem Sohn erzählen ließ, was er in Madura für Gott hatte arbeiten und leiden dürfen. Jetzt fühlte sie in ihrem Glück etwas von dem süßen Lohn, den Gott schon auf Erden den Eltern gibt, die ihr Liebstes ihm zum Opfer bringen. Allzu kurz war dieser erste Besuch, aber Donna Beatrix durfte die Hoffnung hegen, daß dieses nicht das letzte Wiedersehen sein werde. Wirklich, nachdem der Pater das Kolleg von Evora besucht hatte, machte er sich auf den Weg nach Portalegre, wohin seine Mutter von Pinheiro zurückgekehrt war. Die Reise führte ihn durch Monforte, wo sein einziger Bruder Fernão seinen Wohnsitz hatte.

Mit Fernão unterhielt Johannes bis an sein Lebensende regen Briefwechsel. Ein sehr inniges Verhältnis bestand zwischen den beiden Brüdern von Kindheit an. „Mein Bruder und Herr", so schrieb P. de Britto am 25. Mai 1688 als Antwort auf einen Brief seines Bruders, „Du kannst Dir denken, welche Freude mir Dein Brief bereitet hat; denn Du weißt, wie sehr ich Dich immer geliebt habe. Gebe Gott in seiner Barmherzigkeit, daß wir uns die ganze Ewigkeit hindurch lieben." Und wie herzlich Fernão an seinem Bruder hing, davon gibt jede Zeile seines Buches Zeugnis, das er über das Leben,

die Arbeiten und Tugenden des Seligen geschrieben hat. Sie sahen sich zum ersten Male in Monforte wieder. Nur wenige Stunden dauerte das Zusammensein; P. de Britto wollte weiter nach Portalegre zu seiner Mutter. Schon war er auf dem Wege dahin, als ein heftiges Gewitter losbrach. Sein Begleiter, P. Cardoso, der Kanzler der Universität von Evora, bat ihn, die Reise jetzt nicht fortzusetzen. Doch de Britto, von Indien her gewohnt, jeder Unbill des Wetters Trotz zu bieten, wollte sich nicht bereden lassen. Dann sagte sein Begleiter mit Bestimmtheit, er werde in Monforte, im Hause eines gewissen Fernão de Britto bleiben, selbst wenn sein Begleiter es vorzöge, die Reise fortzusetzen. Nun widerstand der Pater nicht länger. Er blieb bei seinem Bruder bis zum folgenden Morgen und begab sich erst am nächsten Tag nach Portalegre. Dieser Besuch seiner alten Mutter fiel wahrscheinlich in die letzte Zeit vor der Abreise nach Indien. Einige Tage blieb er bei ihr, nahm aber bei seinen Mitbrüdern im dortigen Kolleg Wohnung. In Portalegre traf er auch einen Freund aus früheren Tagen, den Bischof der Stadt, Johannes Mascarenhas. Als er ihm seinen Besuch machte und niederkniete, um den bischöflichen Segen zu empfangen, warf sich auch dieser auf die Knie, um von dem Glaubensboten sich segnen zu lassen. Ein heiliger Wettstreit entspann sich; keiner hielt sich für würdig, die Hand zum Segen zu erheben. Endlich küßten sie sich gegenseitig die Priesterhände und setzten sich zu vertraulichem Gespräch nieder.

Auch Leid und Kummer blieb dem Seligen in Europa nicht erspart. Der König Pedro, der die Klugheit und Erfahrung seines Jugendfreundes mehr und mehr schätzen lernte, begann sich mit dem Gedanken zu tragen, ihn nicht

nach Indien zurückkehren zu lassen, sondern in den Rat zu berufen, der die indischen Angelegenheiten prüfte und besorgte. Er teilte seinen Plan dem Pater mit. Wie das des Apostels Herz schmerzte! Er kannte ja nur ein Verlangen, in seiner geliebten Mission zu arbeiten und zu sterben. Er versuchte alles, den König umzustimmen. Doch vergebens. Seit diesem am 22. Oktober 1689 ein Sohn und Thronfolger geboren war, dachte er noch ernstlicher daran, den Pater in Europa zurückzubehalten, damit er später die Erziehung des kleinen Infanten leiten könne. Er fand in ihm in hervorragendem Maße alle Eigenschaften vereint, die zu einem solchen Amte erfordert waren: Güte, gepaart mit Festigkeit und Aufrichtigkeit, Talent und Erfahrung.

Der Pater wies den König darauf hin, es gebe in Europa so manche, die für die ihm zugedachten Ämter tauglicher seien als er, während die Mission von Madura nur wenige Arbeiter zähle. Er sei für die Mission geeignet, da er schon die Sprache und die Gebräuche des Landes kenne. Er bat, der König möge ihn nicht von der Laufbahn, auf der Gott ihn haben wolle, abdrängen. Der König stellte ihm vor, wie er von Lissabon aus viel mehr für die Interessen der Madura-Mission arbeiten könne; ginge er nach Madura, so sei er allein; bleibe er aber in Portugal, so könne er jedes Jahr eine Anzahl von Arbeitern in den Weinberg senden. Sein Eifer und sein Einfluß würden viele anregen, sich für die Mission zu melden. „Viele Missionäre sind uns vonnöten", entgegnete der Selige, „ich bin ja vorzüglich deswegen hierhergekommen, um solche zu werben. Nach Indien kehre ich zurück, um durch mein Beispiel die zu ermuntern, die sich durch meine Bitten nicht wollten bewegen lassen, dem Rufe in die Missionen zu folgen.

Auf den Eifer Eurer Majestät baue ich; Sie werden auch, wenn ich zurückgekehrt bin, der Mission gewogen bleiben, das hoffe ich zuversichtlich."

Ein anderes Mal stellte er dem König vor, daß er gegen den Willen Gottes handle, wenn er ihn von seiner Mission zurückhalte. Daraufhin berief der fromme Herrscher seinen Beichtvater und noch einen andern durch Tugend und Wissenschaft ausgezeichneten Ordensmann und beauftragte sie, sorgfältig zu prüfen, ob es gegen den Willen Gottes sei, den Missionär, anstatt ihn in seine Mission zurückkehren zu lassen, in Portugal für wichtige Arbeiten zu verwenden, für die er vorzüglich befähigt sei. Beide gaben, nachdem sie alles im Gebet vor Gott überlegt hatten, die Antwort, es würde nicht recht sein, den Pater zu zwingen, in Portugal zurückzubleiben.

Doch der König konnte sich noch nicht entschließen, seinen Lieblingsgedanken aufzugeben. Da wandte P. de Britto sich durch den P. Fueß, den Beichtvater der Königin, an diese und bat sie, ihren Einfluß auf den König zu seinen Gunsten geltend zu machen. Diese war zuerst wenig geneigt, auf die Bitte einzugehen; auch sie war der Ansicht, daß es für den erstgeborenen Prinzen und für die ganze Königsfamilie ein großes Glück bedeute, wenn P. de Britto in Lissabon verbleibe. Aber endlich nahm sie sich der Angelegenheit des Paters beim König an. Dieser willigte ein, den Pater reisen zu lassen, allerdings erst wenige Tage vor der Abreise der königlichen Schiffe nach Indien.

Den Standpunkt, den der Ordensgeneral, P. Thyrsus Gonzalez, in dieser Angelegenheit einnahm, ersehen wir deutlich genug aus den Briefen, die aus jener Zeit noch vorliegen. Er war sehr dagegen, daß P. de Britto oder ein anderer Pater an den Hof und in den Rat für indische

Angelegenheiten berufen würde. Wohl möchte das, wie P. de Britto in einem Brief an den Pater General vom 4. Juli 1689 andeutete, manche gute Folgen haben, aber die Schwierigkeiten und Gefahren, die eine so einflußreiche Stellung am Hof mit sich bringen konnte, schienen dem General größer zu sein als der Nutzen. Wie leicht konnten Mißgunst und Neid die Ratgeber des Königs zur Zielscheibe von Verleumdungen machen, wie schwer mußte es für sie sein, von weltlichen und politischen Geschäften sich ganz fernzuhalten!

Sobald der General von dem Vorhaben des Königs Kunde erhielt, begann er darauf zu dringen, daß P. de Britto baldmöglichst nach Indien zurückkehre, wohl um ihn der Gefahr einer Berufung an den Hof mit einem Schlag ganz zu entziehen. Am 15. März 1689 schreibt P. de Britto an den General, er habe seinen und des Pater Assistenten Brief erhalten; er ersehe aus dem Brief des Assistenten, daß seine Obern wünschten, er möchte noch im selben Jahre nach Indien zurückkehren. Der König, den er sofort angegangen, ihm die Abreise zu gestatten, habe sich Bedenkzeit erbeten. Sobald er die zusagende Antwort des Königs habe, werde er in seine Mission zurückfahren. Am 29. März, nachdem die königlichen Schiffe schon abgegangen waren, schrieb der Pater wieder an den General, er habe sich schon zur Abreise gerüstet gehabt, als ihm ein Brief vom Staatssekretär zugegangen sei, des Inhalts, der König wolle nicht, daß er mit diesen Schiffen abfahre, und zwar aus Gründen, die mit dem Staatswohl zusammenhingen, aber nicht angegeben seien. „Sobald ich diesen Brief erhalten hatte“, fährt er fort, „bin ich zum Pater Provinzial gegangen, um ihn um Rat zu fragen. Er berief seine Konsultoren (Be-

rater), und alle waren der Ansicht, man müsse sich in dieser Sache dem König fügen. Gegen meinen Wunsch und Willen muß ich deshalb dieses Jahr noch in Portugal bleiben. Sechs Mitbrüder sind im März in die malabarische Provinz gereist; es hätten mehr geschickt werden sollen, aber das Schiff hatte nicht Platz genug. Ich hoffe, im nächsten Jahr wird eine größere Zahl mit mir in die indische Mission gehen dürfen."

Am 14. Mai kam vom Pater General eine Antwort; er drückt seinen Schmerz darüber aus, daß der König die Rückkehr des Paters in seine Mission verhindert habe; aus manchen Gründen würde ihm dessen Abreise sehr erwünscht gewesen sein. P. de Britto antwortete am 4. Juli desselben Jahres. „Auch ich", so sagt er, „war schmerzlich berührt von dem Entscheid des Königs; denn nichts habe ich mehr gewünscht, als unter meinen Neubekehrten, für die ich ja schon etwas arbeiten und leiden durfte, zu leben und zu sterben. . . . Schwerwiegende Gründe habe ich dem König vorgetragen, um von ihm die Erlaubnis zur Abreise zu erwirken. Er hat die Gründe gegen mich gekehrt und gesagt, dieselben Gründe hätten auch dafür gesprochen, mich nicht nach Europa zu senden, und trotzdem hätten die Obern mich für die Reise bestimmt. Ich merkte wohl, daß ich den Sinn des Königs nicht ändern könne, und glaubte, von weiterem Drängen abstehen zu sollen, zumal der Staatssekretär, Graf von Marialva, und andere Herren des Hofes mir dringend und wiederholt rieten, nicht weiter gegen den Willen des Königs anzugehen. Ich werde jedoch, soviel ich kann, Sorge tragen, daß die Verzögerung meiner Abreise der malabarischen Provinz nicht zum Schaden gereiche. Ich hoffe nämlich, manche Mitbrüder mit mir hinüberzunehmen."

Auch nachdem P. de Britto nach Indien abgereist war, wollte König Pedro seinen Plan, den Pater als Berater und Erzieher des kleinen Kronprinzen bei sich zu haben, nicht aufgeben und wandte sich an den Ordensgeneral mit der Bitte, den Missionär nach Europa zurückzuberufen. Der General schrieb an die Beichtväter des Königs und der Königin, die Patres Sebastião de Magalhães und Leopold Fueß (letzterer war ein Deutscher, den die Königin Maria Sophia von Deutschland mitgebracht hatte), und bat beide, ihren Einfluß geltend zu machen und den König zu bewegen, von seinem Plan abzustehen. Diese Briefe geben ein herrliches Zeugnis von der hohen Meinung, die der Pater General von unserem Seligen hatte. An P. Magalhães schreibt er: Es würde nicht zur größeren Ehre Gottes gereichen, wenn er den P. de Britto nach Europa zurückrufe. Gottes Güte habe ihm ungewöhnliche Talente verliehen, herrlichen Eifer, den Glauben auszubreiten, und große Gnaden, ihn zu predigen und die Heiden dafür zu gewinnen. Er sei ganz bewandert in der Sprache und in den Gewohnheiten von Madura. Reiche Frucht habe seine Predigt in Indien gebracht. Er rühmt das herrliche Beispiel, das P. de Britto den übrigen Missionären gegeben habe, und erinnert an die Leiden und Martern, die er erduldet; er sei der Führer und Hauptmann der Missionäre. Einige Monate später, am 30. September 1690, schreibt der General an P. Fueß: „Ich würde gern dem König gewähren, was er wünscht; aber nach reiflicher Erwägung aller Umstände muß ich annehmen, es sei für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen förderlicher und für den Pater besser, wenn er in Indien verbleibe. Der Heilige Geist hat ihn als einen zweiten Paulus für die Bekehrung der Heiden be-

stimmt und ihn aus seinem Vaterland wieder nach Malabar zurückgeführt. Dieser Weinberg ist ihm von Gott als Arbeitsfeld übertragen, und ich hoffe, der König und die Königin werden sich in den Gedanken zu finden wissen, daß er dort verbleiben muß. Zudem wünsche ich nicht, daß P. de Britto oder irgendein anderer Pater unseres Ordens zum Lehrer des Infanten bestimmt werde. Das ist, wie ich sehr wohl weiß, eine Sache, die viele Gefahren mit sich bringt, und aus der unserem Orden manche Unzuträglichkeiten entstehen könnten."

Der König willigte, wie oben gesagt, nach langem Sträuben in die Abreise des Seligen; sie sollte am 25. März 1690 erfolgen. Der Brief, in dem P. de Britto diese frohe Kunde seinem Bruder Fernão mitteilt, trägt kein Datum, ist aber nicht vor dem 9. März geschrieben, da in demselben des Todes des P. Almeida, der am 9. März erfolgte, Erwähnung geschieht. „Der König", so heißt es in dem Brief, „erlaubt mir zu reisen, sagt aber, er werde mich nach zwei Jahren zurückrufen lassen. Ich bin der guten Hoffnung, daß Gott dieses nicht zugeben werde."

Vorläufig war nun alles aus dem Weg geräumt, was die Abreise hätte hindern können. Johannes hatte schon persönlich und brieflich von seiner Mutter und seinem Bruder Abschied genommen. Letzterem schrieb er nochmals am 18. März, um ihm für die Geschenke zu danken, die Fernão für die Maduramission nach Lissabon geschickt hatte. Er verspricht dem Bruder, daß er in seiner Liebe zu ihm nicht nachlassen werde, und drückt die Hoffnung aus, ihn im himmlischen Vaterland wiederzusehen. Den Schmerz des Abschieds für immer hat auch P. de Britto gefühlt; wir

ersehen es aus dem ganzen Ton dieses Abschiedsbriefes, der so zärtlich ausklingt wie kein anderer. „Lebe wohl, mein Bruder, von ganzem Herzen: Lebe wohl!"

Zwölftes Kapitel.

Die zweite Reise nach Indien. 1690.

Über die Hauptereignisse dieser Reise liegt ein ausführlicher Bericht des P. Schiedenhofen vor, der mit dem P. de Britto abfuhr und von Goa aus an den Assistenten der deutschen Assistenz in Rom schrieb[1]. Wir folgen ihm in unserer Erzählung.

Als der Tag der Abreise näherrückte, war alles aufs beste vorbereitet. Es sollten 19 Missionäre teils nach Indien, teils nach Japan fahren, und zwar alle auf dem Hauptschiff, das von dem Apostel Jakobus dem Älteren den Namen führte, Unterkunft finden. Im Hinterschiff in der unteren Kammer sollten die für Japan bestimmten Missionäre untergebracht werden; im oberen Gemach desselben Hinterschiffs die zur malabarischen Mission gehörenden. Es war hinreichend Platz vorhanden. Nun kam aber kurz vor der Abreise eine große Schwierigkeit. P. Sarmento, der alles besorgt hatte, erhielt vom Pater General aus Rom einen Brief, der meldete, es würden noch sechs oder sieben italienische Mitbrüder eintreffen, die für China bestimmt seien und mit dieser Schiffsgelegenheit abreisen müßten. Falls auf den Schiffen kein Platz mehr frei sei, so hätten die für die malabarische Mission be-

[1] Im Besitz des Ordens.

stimmten Missionäre ihnen ihren Platz auf dem Schiff einzuräumen und selber noch ein Jahr, bis zur nächsten Fahrgelegenheit, in Portugal zu bleiben. P. de Britto aber, so wünschte der Pater General, solle auf jeden Fall abreisen.

Was sollte man tun? Zuerst war es nicht sicher, daß die Italiener frühzeitig in Lissabon eintreffen würden. Kamen sie nicht, dann waren die sehr großen Ausgaben für Fahrpreise und Lebensmittel umsonst ausgegeben. Kamen sie rechtzeitig an, so erhöhte sich die Zahl der Missionäre auf 25 oder 26, und für diese alle war kein Platz vorhanden. Es mußte dann eine Anzahl von denen zurückbleiben, die für Malabar bestimmt waren. Diese waren aber mit alleiniger Ausnahme des P. Schiedenhofen Portugiesen, und man mußte befürchten, der König, der ja für die portugiesischen Missionäre große Ausgaben machte und für P. de Britto und dessen Gefährten den Fahrpreis bezahlt hatte, werde erzürnt darüber sein, daß gerade Portugiesen von der Fahrt auf einem königlichen Schiffe ausgeschlossen sein sollten, um Fremden Platz zu machen. Der König sah es schon gar nicht gern, daß so viele Italiener in die Mission von China gingen. Leicht hätte P. de Britto durch ein Wort oder einen Wink beim König oder seinen Ministern erreichen können, daß ein königlicher Befehl erginge, die für Malabar bestimmten Missionäre müßten fahren, aber für solche Schritte war P. de Britto nicht zu haben. Die sechs Italiener kamen mit günstigem Wind von Genua nach Lissabon, und zwar früh genug, sechs Tage, bevor die Abfahrt nach Goa stattfinden sollte. Man beriet hin und her. P. de Britto entschloß sich endlich, mit seinen Gefährten den Platz auf dem Hauptschiff zu räumen und im zweiten Schiff, der Almiravia, das den Namen von der

Empfängnis Mariä trug, Unterkunft zu suchen. Aber alle stimmten überein, daß dort für so viele kein Platz sei, daß man auch unmöglich die nötigen Lebensmittel dort unterbringen könne. Da sagte der Pater, er werde dann mit einem Pater und einem Laienbruder und dem allernötigsten Vorrat sich da einen Platz suchen; die übrigen würden sich wohl auf dem Schiff St. Jakob einrichten können. Für die Gefährten des P. de Britto war es ein großes Opfer, nicht auf demselben Schiff mit ihm zu sein. „Wir hätten so gern", sagt P. Schiedenhofen, „den erfahrenen und tugendhaften Mann als Obern und als Lehrmeister und Beispiel immer bei uns gehabt."

So war alles geordnet. Am 24. März begaben sich die Missionäre zur Abschiedsaudienz zum königlichen Schloß und von dort zum Hafen auf die Schiffe. Am folgenden Tage sollte die kleine Flotte auslaufen. Aber am selben Abend erhob sich ein sturmartiger Südwind; die Schiffe wurden im Hafen großenteils von ihren Ankern losgerissen; an eine Abfahrt war nicht zu denken. Vierzehn Tage hielt dieser Sturm an. Das eine oder andere Mal konnten die Missionäre ans Land gehen, einmal sogar für mehrere Tage. Endlich am 8. April, kurz nach Mittag, setzte ein leichter und günstiger Nordwind ein; alle Segel wurden gespannt, und glücklich stachen die Schiffe in See. Fast wäre P. de Britto zurückgeblieben. Auch er war mit dem P. Faria ans Land gestiegen. Am Morgen des 8. April war er mit seinem Begleiter auf dem Weg zum Hafen, als er dem Grafen von Marialva, einem nahen Verwandten, begegnete, der ihn drängte, nochmals sich vom König zu verabschieden. P. de Britto schützte vor, er habe dieser Pflicht schon genügt, und die Zeit reiche nicht aus; die Schiffe seien bereit,

auszulaufen. „Es ist noch Zeit genug", sagte der Graf, „ohne jede Gefahr können Sie sich einige Augenblicke aufhalten; es wird dem König große Freude bereiten. Und sollten die Schiffe unter Segel gehen, bevor Sie im Hafen eingetroffen sind, so würde ich Ihnen einen kleinen Segler zur Verfügung stellen, auf dem Sie die Schiffe leicht einholen können." P. de Britto fügte sich. Er wurde vom König sehr wohlwollend empfangen und in ein längeres Gespräch gezogen; dann mußte er sich von der Königin verabschieden und dem kleinen Infanten den letzten Segen geben. Inzwischen lösten die Schiffe die Anker. P. Faria sah vom Fenster des Königsschlosses aus, wie sie den Hafen verließen. „P. de Britto", rief er voll Schrecken, „es ist zu spät; wir kommen nicht mit." Eiligst gingen sie zum Hafen, wo sie ein Schiff bereit zu finden glaubten. Aber auf Geheiß des Königs hatten sich alle kleinen Segler weit vom Gestade entfernt. Was sollten sie tun? P. de Britto nahm, wie immer, wenn er in schwieriger Lage war, seine Zuflucht zum hl. Franz Xaver und gelobte, zu seiner Ehre eine bestimmte Zahl von heiligen Messen lesen zu wollen, wenn ihm Hilfe würde. Und siehe, eine Karavelle, ein kleiner Segler, naht sich dem Gestade. Der Pater verspricht dem Fährmann einen hohen Fahrpreis, wenn er ihn sicher zum Schiff bringe. Unterwegs begegnet ihnen der Graf von Allegrete, der die königlichen Schiffe hinausbegleitet hatte; er überließ dem Pater seinen schnellen Segler, und etwa drei Meilen von Lissabon holten sie das Admiralschiff ein. So war das Unheil glücklich abgewendet. P. de Britto stieg ein, von allen mit Freude empfangen. Zuerst hatten die Schiffe günstigen Wind, und bis zum Anfang Mai waren sie ein gutes Stück vorangekommen.

Von da an aber bis zum Ende der Fahrt hatten sie viel mit ungünstigen Winden zu kämpfen oder es trat gänzliche Windstille ein. Kaum jemals wehte drei Tage ununterbrochen günstiger Wind. Allen, auch den Schiffsleuten, erschien es wie ein Wunder, daß sie noch vor Ablauf des Jahres in Goa eintrafen.

Anfang Juni war die Linie, d. i. der Äquator, erreicht. Um diese Zeit brach, wie gewöhnlich auf den Schiffen, die Lissabon spät verließen, eine Fieberseuche aus, die vierzehn Tage wütete. P. de Britto war Tag und Nacht tätig, den Kranken zu helfen. Die Seligsprechungsakten berichten, daß er auch einem deutschen Seemann im Tode beistand. Dieser, ein Protestant, wurde tief ergriffen, als er die hingebende Liebe des Paters sah, und bat ihn, auch ihm zu helfen. P. de Britto nahm ihn, nachdem er ihn unterwiesen und vorbereitet hatte, in den Schoß der Kirche auf und spendete ihm die heiligen Sakramente.

Das Kap der Guten Hoffnung wurde am Tage vor dem Feste des hl. Ignatius umsegelt. Es war das günstigste Wetter; keine Gefahr und keine Spur von Unwetter, was P. Schiedenhofen vor allem der Fürbitte des hl. Ignatius zuschreibt. Dessen Fest wurde sehr feierlich begangen; eine Novene ging voraus, am Festtag selbst war Hochamt und Festpredigt.

Am 3. September kamen die Schiffe in die Nähe von Mozambique. Auf dieser Insel, die den Portugiesen gehörte, wurde gelandet, hauptsächlich, um frisches Trinkwasser einzunehmen. Die Missionäre brachten acht Tage im dortigen Jesuitenkolleg zu, wo sie nicht bloß aufs freundlichste aufgenommen, sondern auch für den Rest der Reise mit Lebensmitteln versehen wurden. Am 11. bestiegen sie die Schiffe

wieder, konnten aber erst am 13. den Hafen verlassen, weil sie nicht eher günstigen Wind hatten. Der letzte Teil der Fahrt verlief am schlimmsten. Wieder brach infolge schlechten Wassers auf beiden Schiffen eine Seuche aus. Auf dem Hauptschiff erkrankten mehr als 50; doch starben nur 3, während auf dem andern Schiffe nicht weniger als 40 vom Schiffsvolk und von den Reisenden, auch die beiden Gefährten des P. de Britto, der Seuche zum Opfer fielen. An seinen Bruder Fernão schreibt der Selige von Goa aus über die Reise: „Ich hatte während der Überfahrt eine schwere Krankheit zu bestehen; Gottes Güte hat mich gesunden lassen. Meinen Begleitern, dem P. Emanuel Faria und dem Bruder Figueiredo, zwei frommen, seeleneifrigen Männern, erging es schlimmer: sie erlagen der Seuche. Die ganze Schwere der Arbeit und Sorge fiel auf meine Schultern, da ich der einzige Priester war, der helfen konnte. Hoffentlich erläßt mir Gott einige Sündenstrafen im Hinblick auf das, was ich auf diesem Schiff leiden mußte: Krankheit, Hunger, Durst, Kälte, Sturm und Sorgen aller Art."

In Mozambique mußte der Pater zu allem andern Leid noch ein schmerzliches Opfer bringen. Er wünschte einen jungen Novizen, dem er während der Fahrt das Ordenskleid gegeben hatte, gegen den P. Schiedenhofen, den er sehr schätzte, auszutauschen. Der Novize sollte auf das Hauptschiff zu den übrigen Novizen, der P. Schiedenhofen dagegen an dessen Stelle auf das andere Schiff kommen, um dem P. de Britto zu helfen. Doch P. Ciceri, der Obere der Missionäre auf dem Hauptschiff, konnte den P. Schiedenhofen nicht entbehren. Dieser hatte nämlich die Sorge für die jungen Ordensleute, Novizen und Scholastiker, und mußte

außerdem notwendig bei dem Katechismusunterricht der 200 Neger helfen, die in Mozambique an Bord gekommen waren. Dem P. de Britto konnte nur ein Mitbruder, der kein Priester war, überlassen werden.

Endlich, am 2. November, kam die Insel Goa in Sicht. „Ein Glück, daß das Ende der Reise nahe war“, sagt P. Schiedenhofen, „denn unser Vorrat an Lebensmitteln ging zur Neige.“ Gegen Mittag warfen die Schiffe im Hafen Anker. Am folgenden Tag wurden die Missionäre, wie es üblich war, von ihren Mitbrüdern abgeholt und nach Goa geleitet.

Dreizehntes Kapitel.

Letzte Arbeiten des Seligen; seine Gefangennahme und Verurteilung. 1691—1693.

Es beginnt nun der letzte Abschnitt im Leben unseres großen Apostels und Märtyrers. In Goa galt sein erster Gang natürlich, wie im Jahr 1674, dem Grab seines Lieblingsheiligen und großen Vorbildes, des hl. Franz Xaver. Dann folgte ein Besuch beim Provinzial der goanesischen Provinz, der im Profeßhause hart an der Kirche „Bom Jesus“ wohnte. Es war dies wahrscheinlich P. Emanuel Rodriguez, derselbe, der lange Jahre P. de Brittos Oberer in Madura gewesen war und ihn als Prokurator nach Europa geschickt hatte. Auch dem Vizekönig, Miguel de Almeida, einem Freund vom portugiesischen Königshofe her, machte der Selige seine Aufwartung. Erst kurz vorher, im Juni 1690, hatte Don Miguel die Regierung übernommen. P. de Britto konnte ihm die letzten Grüße seines Bruders,

des P. Franz de Almeida, überbringen, bei dessen Tod in Lissabon im März 1690 er zugegen gewesen war. Der Vizekönig nahm das regste Interesse an der Ausbreitung des Christentums und an der Vertiefung des christlichen Lebens unter den Neubekehrten. Er bat seinen Jugendfreund, bevor er in seine Mission zurückkehre, seine Kräfte zu stärken und deshalb einige Zeit in Goa zu verbleiben. Dieser erwiderte, er dürfe nicht länger bleiben, als nötig sei. Der König habe ihn in seinem Palast zurückhalten wollen; es habe ihn aber gedrängt, wieder zu seinen geliebten Neubekehrten zu kommen. Wie dürfte er denn jetzt, da er am Eingang seiner Mission sei, die Mitbrüder die ganze Last tragen lassen und die Erwartung der Katechumenen so lange hinziehen? Übrigens wurde P. de Britto länger in Goa aufgehalten, als er gedacht hatte; er geleitete noch den Vizekönig, der am 9. Januar 1691 in Goa starb, zu Grabe.

Die ersten Tage nach der Ankunft pflegten die neuen Missionäre der Ruhe, um sich von den Beschwerden der Reise und von den überstandenen Krankheiten zu erholen. Danach besuchten sie die Pfarreien von Salsette. Wahrscheinlich begleitete P. de Britto sie dahin. P. Schiedenhofen weiß nicht genug die Liebe und Gastfreundschaft, mit der sie in allen Pfarrgemeinden von Salsette, deren es damals 24 gab, von den Patres aufgenommen wurden, zu rühmen. Er lobt deren großen Seeleneifer und bewundert die Glaubensstärke der Neubekehrten. Nach Goa zurückgekehrt, feierten alle mit ihren Mitbrüdern und dem ganzen Volk das Fest des hl. Franz Xaver. Hiernach begannen für P. Schiedenhofen und einige andere die Übungen des dritten Probejahres, des sog. Tertiats. P. de Britto wird wohl, ganz

wiederhergestellt und neugestärkt, sich den Patres in Goa zur Mithilfe in den seelsorglichen Arbeiten zur Verfügung gestellt haben. Er sollte nach dem Bescheid seines Provinzials in Goa warten, bis P. Schiedenhofen und die andern Patres, die für die Mission von Madura bestimmt waren, mit den Hauptübungen des Tertiats fertig wären, und sie dann selber in die Mission einführen. Kurze Zeit, nachdem die königlichen Schiffe nach Portugal zurückgesegelt waren, am Tage nach Mariä Lichtmeß, wurde P. Schiedenhofen mit fünf italienischen Patres vom Pater Provinzial aus dem Haus, wo sie ihr drittes Probejahr machten, nach der Stadt ins Profeßhaus berufen. Hier verweilten sie noch acht Tage in geistlicher Zurückgezogenheit, und am 11. oder 12. Februar bestiegen P. de Britto und P. Schiedenhofen ein königliches Schiff, das sie nach Süden in die malabarische Mission bringen sollte. Ehe sie Goa verließen, hatte P. de Britto noch eine besondere Gunst erfahren. Das Grabmal des hl. Franz Xaver war in seiner und des Provinzials Gegenwart geöffnet worden. Er selbst berichtet darüber in einem Briefe an seinen Bruder Fernão vom 26. Januar 1691: „P. Augustin Luzado wird Dir ein Birett überbringen, das ich mit eigener Hand auf den Leib des hl. Franz Xaver gelegt habe; denn in Gegenwart des Pater Provinzials, des Pater Rektors des Profeßhauses und des Sakristans wurde der Schrein meinetwegen geöffnet. Ich bitte Dich, diese Reliquie, solange die Mutter lebt, in ihrer Kapelle zu belassen. Rechne nicht darauf, mich noch in Portugal wiederzusehen, ich werde mit der ersten Fahrgelegenheit, so Gott will, in meine Mission abreisen."

Die Seereise die Küste entlang dauerte zwölf Tage. Am 23. Februar kamen sie in die Nähe der Stadt Cochin,

konnten aber nicht ans Land steigen, weil die Holländer, die im Besitz dieser Stadt waren, eine Verfügung erlassen hatten, nach der kein Ordensmann mit Ausnahme der italienischen Karmeliter sich in Cochin sehen lassen durfte. Sie fuhren daher an der Stadt vorbei in den breiten Strom hinein, an dem Ambalakata liegt. Am folgenden Tag (am Fest des hl. Matthias) schon langten sie, da der Wind günstig war, gegen Mittag bei ihren Mitbrüdern im Kolleg zu Ambalakata an. Hier wurde einige Tage Rast gemacht und am Freitag nach Aschermittwoch, am 1. März, die Reise nach Topo fortgesetzt. Sie war sehr beschwerlich und nahm verschiedene Wochen in Anspruch. Ein Teil des Weges wurde zu Fuß, ein anderer zu Pferde zurückgelegt; für die letzte Strecke stand ein kleines Segelschiff zur Verfügung. In Topo (nicht in Talai, wie einige Lebensbeschreiber meinen) langten die Reisenden in der Mitte der Fastenzeit an. P. Freire, der inzwischen Provinzial geworden war, nahm den Seligen, seinen langjährigen Mitarbeiter und Freund, sowie dessen Begleiter mit größter Liebe auf. P. Freire hatte 30 Jahre, davon 13 zugleich mit P. de Britto als Missionär in Madura gearbeitet. „Er war ein Mann von kindlich frommem Sinn, verehrt von seinen Mitbrüdern und seinen Neubekehrten, die sich nach seinem Tode von seinem Grabe kaum trennen konnten." [1] Kurz vor der Ankunft des P. de Britto hatte er seine Ernennung zum Erzbischof von Cranganore erhalten; diese Würde soll zuvor vom König dem sel. Britto angeboten, aber von ihm abgelehnt worden sein. Gegen P. Schiedenhofen war P. Freire sehr zuvorkommend, erklärte sich sogleich

[1] Franco, Annus gloriosus etc. 499.

bereit, ihn, wie 17 Jahre früher den P. de Britto, in die Tamilsprache einzuführen, und unterrichtete ihn sechs Wochen lang.

P. de Britto mußte dem Pater Provinzial genauen Bericht über seine Reise und über die Verwaltung seines Amtes erstatten. Danach durfte er endlich in seine teure Mission abreisen. Am liebsten wäre er sogleich nach Marava gegangen, wo er sicher hoffte, viel arbeiten und dann den Martertod erleiden zu können. Der Martertod als der große Abschluß seines apostolischen Wirkens stand jetzt noch mehr als vordem vor den Augen seines Geistes. Mehr als einmal sprach er sich ganz deutlich Mitbrüdern gegenüber aus, daß er glaube, in Marava stände ihm das Glück des Martyriums bevor.

Doch zuerst kamen andere Aufträge. Von Madura waren schlimme Nachrichten nach Topo gekommen. Der König von Madura sei gestorben, ohne einen Erben zu hinterlassen, und das ganze Land, so hieß es, sei in Verwirrung und Zerrüttung und Bürgerkrieg. Der Pater Provinzial beauftragte den P. de Britto, dorthin zu gehen, zu erkunden, wie die Lage sei, und ihm darüber Nachricht zu senden. Zugleich solle er berichten, ob es bei der wirren Lage der Dinge ratsam sei, den P. Schiedenhofen mit zwei andern jungen Missionären dorthin zu schicken. Am Mittwoch nach Ostern, 18. April, machte der gehorsame Missionär sich auf den Weg. Am 15. Mai kamen Boten nach Topo, die günstige Nachricht brachten und sagten, P. Schiedenhofen könne nach der Residenz Aur abreisen, um dort sein Sprachstudium fortzusetzen.

P. de Britto glaubte jetzt frei zu sein, um seine Missionsarbeit in Marava wieder aufzunehmen. Er machte sich bereit, dorthin zu gehen. An seinen alten Freund, Johann

da Costa, der wegen seiner geschwächten Gesundheit die harte Missionsarbeit in Madura mit einer leichteren an der Fischerküste, in Talai, hatte vertauschen müssen, schrieb er: „Am Sonntag, den 2. Mai, gedenke ich, mich nach Marava zu begeben. Der Tag scheint ein günstiger zu sein; es ist nämlich das Fest des Märtyrerpapstes Johannes. Ich hoffe, er wird mich begleiten. Empfehlen Sie doch diese Angelegenheit eindringlich Gott, damit sie zu seiner Ehre und zum Heil der Seelen ausschlage."

Mit unermüdlichem Eifer ging er sofort an die Arbeit. Schon am 20. Juni schreibt er an denselben Freund: „Schon bin ich in Verugapati (einem Dorf im südlichen Teil von Marava, nicht zu verwechseln mit einem Dorf desselben Namens nördlich vom Coleronfluß, wo wir schon früher den Missionär angetroffen haben). Ich melde Ihnen nur meine Ankunft. Seit vierzehn Tagen bin ich hier und habe schon gegen 1000 Beichten gehört und 400 Taufen gespendet." Er hoffte auf weitere Erfolge. Da riefen ihn die Obern zu einer andern Arbeit; sie ernannten ihn zum Visitator der Mission von Madura [1].

Als Visitator hatte der Pater sich in die einzelnen Residenzen zu begeben, sich über den Zustand derselben zu unter-

[1] Diese Ernennung und die Visitationsreise müssen wir hierhin verlegen, nicht, wie P. Boero und P. Prat es tun, in die Zeit vor dem 28. Mai. P. Schiedenhofen sagt in einem Briefe, den er am 1. September schrieb: er sei seit Mitte Juni in Aur und bleibe da auf Befehl des P. de Britto, der inzwischen zum Visitator ernannt worden sei. Im weiteren Verlauf des Briefes sagt er, P. de Britto habe ihm gemeldet, er werde ihm eine Residenz übergeben, sobald er von der Visitation zurückgekehrt sei, seine Rückkehr erwarte man täglich. Wir müssen also die Visitationsreise in die letzten Tage des Juni und in die Monate Juli, August bis in den September hinein verlegen.

richten, die Missionäre zu ermuntern und ihnen aus seiner Erfahrung heraus mit gutem Rat zu helfen.

Wie es scheint, begann P. de Britto die Visitationsreise im Süden der Mission, in Kamanayakempati. In dieser Station war er schon im Jahr 1685 gewesen, als er Superior der Mission war, und hatte dort eine Kapelle errichtet. Jetzt traf er daselbst einen alten Freund, P. Borghese, der in diesem Bezirk seit 1685 rastlos an der Bekehrung der Heiden arbeitete. Die Station hatte sich sehr günstig entwickelt dank dem Eifer des Missionärs und dem Schutze, den er vom dortigen Landvogt erhielt. Noch heute zeigt man in der Kirche einen Stein, der folgende Inschrift trägt: „Gerade wie vor 25 Jahren mein Vater für diese Kirche und diese Gemeinde von Anhängern des römischen Sanyassi eingetreten ist, so will ich jetzt diese Kirche und diese Priester beschützen. Zum Zeugnisse dessen stelle ich diesen Stein hier auf. Sollte jemand diese Kirche schädigen oder diesen Priestern entgegentreten, so würde ich ihn als Verräter betrachten, ja er würde sich eines Verbrechens schuldig machen, das so groß wäre als die Tötung einer schwarzen Kuh oder eines Brahminen am Ufer des Gangesflusses. Dies ist die Anordnung, die ich getroffen habe am 19. in diesem Monat Sittarei (d. i. 30. April 1698)." [1]

Von Kamanayakempati ging es nach Norden, durch Madura nach Tanjore und Gingi. Anfang September wurde der Visitator in Aur zurückerwartet, so daß er Ende September oder Anfang Oktober in seinen alten Wirkungskreis Marava reisen konnte. Von Marava aus oder vielleicht schon, ehe er dorthin ging, mußte er nach Pondichery.

---

[1] P. Suau S. J., L'Inde tamoule (Paris) 160.

P. Schiedenhofen nämlich, auf den P. de Britto wegen seiner Talente und seiner Tugend große Hoffnungen setzte, war erkrankt und sollte in Pondichery, wo das Klima günstiger war, Genesung suchen. P. de Britto begleitete ihn dorthin; doch der Kranke genas nicht. Kurz nachdem ihn P. de Britto verlassen hatte, um nach Marava zurückzukehren, starb er in der kleinen Residenz, die seine französischen Mitbrüder nicht lange vorher in Pondichery gegründet hatten. Ein Kreuz und ein Bild der Gottesmutter, beides Geschenke des P. de Britto, hielt er im Tod in der Hand. In Pondichery hatte der Selige einen lieben Freund, den Statthalter der Kolonie, Franz Martin. An diesen hatte er schon, wie wir den noch vorhandenen Aufzeichnungen des Statthalters entnehmen, von Goa aus, gleich nach der Ankunft aus Europa, im Jahre 1690 Briefe geschrieben. Den Besuch des Paters erwähnt Martin in seinen Aufzeichnungen und fügt hinzu: „Leider konnten wir den P. de Britto nur einige Tage hier bei uns haben; wir hätten sehr gewünscht, er wäre länger geblieben."

Von Pondichery nach Marava zurückgekehrt, hat der Selige dieses Land nicht mehr verlassen. Etwa fünfzehn Monate dauerte die letzte Wirksamkeit in Marava. Es war eine Zeit der mühsamsten, opfervollsten Arbeit. Ruhe kannte er nicht. Sein Eifer war zu einem verzehrenden Feuer geworden. Zuerst kam er nach Kurudankuddi, einem Dorf der Kaller auf den Grenzen zwischen Marava und Madura. Hier hatte er einige Sicherheit vor Verfolgungen, da das Dorf inmitten eines weit sich ausdehnenden Waldes lag, und die Kaller sich stets als seine Beschützer erwiesen hatten. Hierhin kamen die eifrigen Christen und die heilsbegierigen Heiden von allen Seiten. Unterricht, Spendung der heiligen

Sakramente der Taufe, der Buße und des Altars nahmen alle seine Zeit in Anspruch. Doch blieb er nicht lange in Kurudankuddi. „Des Krieges wegen", schreibt er an P. da Costa am 28. März 1692, „bin ich seit drei Monaten stets auf der Wanderung. Ich denke jetzt auch daran, in das Gebiet zu gehen, das früher zu Marava gehörte, das aber der König von Marava an Tanjore abtreten mußte; auch den dortigen Christen und Heiden will ich zu Hilfe kommen." In demselben Brief erwähnt er, am 2. Sonntag in den Fasten sei man auf der Suche nach ihm gewesen, um ihn gefangenzunehmen, gerade als er einem Sterbenden die heiligen Sakramente habe spenden wollen. „Ich war aber", fährt er fort, „schon eine halbe Stunde fort, als die Häscher ankamen. Einen Christen nahmen sie gefangen und schlugen ihn halbtot; doch er blieb standhaft."

Im Juni, am Fest des hl. Johannes, war er wieder in Gefahr, gefangengenommen zu werden[1]. Der Andrang des Volkes zu dem Ort, wo sich der Missionär aufhielt, wurde von Monat zu Monat größer. Er erbaute in den Wäldern an drei Stellen kleine Kapellen und stellte dort eifrige Katechisten an, die die Vorbereitung der Katechumenen in die Hand nahmen, die Christen weiter unterrichteten und auf den Empfang der Sakramente vorbereiteten. Er selber wanderte dann von Kapelle zu Kapelle, um seines Amtes zu walten. Nicht bloß Scharen von Parias ersuchten um Aufnahme in die Kirche, auch Leute aus angesehenen Kasten begehrten in Menge die heilige Taufe. Je mehr die Zahl der Christen sich vergrößerte, desto mehr wuchs die Erbitterung der Götzenpriester und die Heftigkeit der Verfolgungen,

[1] Brief an P. da Costa vom 11. Juli.

die sie verursachten. „Jeden Tag", sagt P. Lainez[1], „war der Apostel in Gefahr, sein Leben zu verlieren. Nicht zwei Tage konnte er ununterbrochen an einem Ort verweilen, ohne große Gefahr zu laufen." Im September 1692 schrieb der Pater an seinen Bruder Fernão: „Viele Tausende haben sich bekehrt, darunter auch Verwandte und Freunde des Königs. Unsere Feinde hören nicht auf, uns zu verfolgen; doch der König und sein erster Minister geben ihren Klagen kein Gehör. Der König sagt nur, wenn ich in seinem Lande predigte, würde er mich enthaupten lassen. Ich suche jetzt Mittel und Wege, eine Audienz beim König zu erhalten, um zu sehen, unter welchem Gesetz ich stehe." Dem König war jedoch nicht zu trauen. Einige Monate vorher hatte er, wie der Pater an P. da Costa schreibt[2], gesagt, er hoffe, den P. de Britto zu fassen und ihm das Haupt abzuschlagen, um so der Predigt der fremden Religion in seinem Reich ein Ende zu setzen.

Inmitten all dieser Beschwerden und Gefahren des apostolischen Lebens fehlte dem Gottesmann die Süßigkeit himmlischen Trostes nicht. Fast in jedem Brief[3], den er in diesen Monaten schrieb, drückt er aus, wie zufrieden und glücklich er sich fühle. Dem P. da Costa hat er die gute Nachricht mitzuteilen, daß er nicht nach Portugal zurückkehren werde. Er fährt dann fort: „Nach dem Himmel verlangt mein Herz, nicht nach der Erde; viel lieber sind mir die Wälder von Madura als der Königspalast in Lissabon." Ein anderes Mal schreibt er an denselben: „Die Bekehrungen mehren sich; von vielen Orten kommen Bitten

---

[1] Lettres édif. X 5.

[2] Fernão de Britto etc. 246.

[3] Ebd. 246.

um einen Katechisten. Was sind doch alle Ehren Europas im Vergleich zu dem herrlichen Beruf, den Gott mir gegeben?" Dieses Berufes rühmt er sich in einem Brief an seinen Vetter und Ordensbruder, P. Luis Pereira, und fügt hinzu: „Ich glaube nicht, daß man in irgendeinem andern Teil der Welt mehr für Gottes Ehre wirken oder für seine Liebe dulden kann." Eindringlich ermuntert er den Vetter, zu ihm hinüber in die Mission zu kommen. „Du wirst sehen, wer sein eigenes Heil fördern und für die Ehre des Heilands arbeiten will, wird kein Land Madura vorziehen." Unaufhörlich arbeitete der Apostel; aber er sah mit Schmerz, daß manche verhindert wurden, zu ihm zu kommen, weil das mit so großen Gefahren verbunden war. Seine Feinde waren nicht untätig. Er suchte darum einen Ort ausfindig zu machen, wohin die Heilsbegierigen mit weniger Gefahr sich begeben konnten.

Nahe der Grenze von Marava lag ein kleines Fürstentum, dessen Herrscher dem König von Madura lehenspflichtig war, aber infolge der kriegerischen Wirren sich unabhängig gemacht hatte. Der Fürst war dem P. de Britto günstig gesinnt und setzte der Predigt des Evangeliums kein Hindernis in den Weg, obgleich er selbst dem Götzendienst ergeben war. In Muni (so hieß das Fürstentum) baute der Apostel eine Kapelle. Die Maraver konnten ungehindert hierhin kommen, weil es außer Landes war. Die Katechisten brachten von allen Seiten Christen und Katechumenen, die sie vorbereitet hatten. Tausende empfingen die heilige Taufe. In den fünfzehn letzten Monaten seines Lebens hat der Pater wenigstens 8000 Heiden in die Kirche aufgenommen. Sein Oberer, P. Lainez, der es wissen mußte, gibt diese Zahl ausdrücklich an. Der Selige selbst schreibt in einem Brief

an P. da Costa am Tag vor seinem Tod: „Dieses Jahr habe ich 4000 Personen die heilige Taufe gespendet.“ Er beschränkte übrigens seine Tätigkeit nicht auf Muni und die nächste Umgegend. Des öfteren machte er Ausflüge zu den Kapellen, die er in Wäldern gebaut hatte, und half dort denen, die zu weit von Muni entfernt waren, um dahin kommen zu können.

Ein Prinz aus dem königlichen Hause von Marava, Tadayadeven, hatte viel von dem selbstlosen Wirken des Apostels gehört. Des Prinzen Vorfahren hatten den Königsthron innegehabt, waren aber von der Familie des Ranganadeven, des jetzigen Königs, ihrer Ansprüche mit Gewalt beraubt worden. Jetzt lebte Tadayadeven in Cirupallei. Er zeigte Interesse an der Lehre des fremden Sanyassi und befragte einen Katechisten, um sich näher zu unterrichten. Er wurde schwer krank und von seinen Ärzten aufgegeben. Da beschloß er, die Hilfe des Gottes der Christen anzurufen. Er sandte Boten an den P. de Britto, dessen Aufenthaltsort er erfahren hatte, und bat ihn, selber zu ihm zu kommen oder wenigstens einen Katechisten zu senden, der ihn die Wahrheit des Evangeliums lehren könne. Er setzte seine ganze Hoffnung auf die Kraft des Evangeliums. Der Pater beauftragte einen Katechisten, zu ihm zu gehen. Dieser legte ihm kurz die Hauptlehren des Glaubens vor und betete den Anfang des Evangeliums des hl. Johannes über ihn. Im selben Augenblick war der Kranke vollständig genesen. Dieses offenbare Wunder mehrte das Verlangen des Fürsten, den Apostel eines so heiligen und wunderbaren Gesetzes persönlich kennenzulernen. P. de Britto zweifelte nicht mehr an der Reinheit seiner Absichten; doch berief er zuerst seine Katechisten und die Angesehensten unter

den Neuchristen und sagte ihnen offen, welche Folgen sich vielleicht für sie aus der Bekehrung des Fürsten ergeben würden, nämlich neue schwere Verfolgungen von seiten der Heiden, besonders der Götzenpriester. Alle stimmten überein, daß die Taufe des Tadayadeven, auch wenn sie die Ursache neuer Stürme für die Christen von Marava sein sollte, doch im Plane der göttlichen Vorsehung zu liegen scheine.

P. de Britto begab sich nun zum Fürsten und blieb mehrere Tage bei ihm, um den Unterricht, den die Katechisten begonnen hatten, zu vollenden. Er feierte in Cirupallei das Fest der heiligen drei Könige. An diesem Tage taufte er 200 Katechumenen, die schon seit einiger Zeit sich auf dieses Sakrament vorbereitet hatten. Die erhabene Feier machte großen Eindruck auf Tadayadeven; auch er bat um die Taufe. „Du weißt noch nicht", sagte ihm der Pater „was alles das Christentum von seinen Anhängern verlangt. Die Christen müssen ein reines und heiliges Leben führen." Dann erklärte er ihm ernst und bestimmt die hohen Anforderungen, die an einen Christen gestellt werden, insbesondere, was der christliche Glaube in betreff der Ehe verlangt. Es war notwendig, diesen Punkt hervorzuheben, da Tadayadeven fünf Frauen aus den vornehmsten Familien des Landes heimgeführt hatte. Er erklärte sich zu allen Opfern bereit. „Ich werde", so sagte er, „das Hindernis, das im Wege steht, sofort beseitigen; ich hoffe, du wirst mit mir zufrieden sein." Nach diesen Worten ging er in seinen Palast, rief seine Frauen, sprach zu ihnen von der wunderbaren Heilung, die der wahre Gott durch die Kraft des Evangeliums an ihm gewirkt habe, und sagte, er sei entschlossen, den Rest seines Lebens dem Dienst des großen, mächtigen und gütigen Gottes zu weihen; dieser aber ver-

biete ihm, mehr als eine Frau zu haben. „Ich werde ihm gehorchen", fügte er hinzu, „nur eine Frau, und zwar die, welche ich zuerst zur Ehe genommen habe, werde ich bei mir behalten; für die übrigen werde ich sorgen, so daß sie nichts zu fürchten brauchen." Die Frauen waren äußerst bestürzt und versuchten mit Bitten und Tränen, den Prinzen von seinem Entschluß abzubringen. Aber er blieb fest. Er empfing die heilige Taufe durch die Hand des Seligen. Dieser beeilte sich dann, nach Muni zurückzukehren. Er wußte, was ihm jetzt bevorstand. Wieder berief er die angesehensten Christen zu sich und sagte ihnen, er werde in zwei oder drei Tagen von den Soldaten des Königs von Marava gefangen werden. Alle erklärten begeistert, sie würden bei ihm bleiben, um in allem sein Los zu teilen. Doch dieses erlaubte er ihnen nicht. „Nein, meine Kinder", sprach er zu ihnen, „was Gott von mir verlangt, will er nicht auch von euch. Gebrauchet die Vorsicht, welche die christliche Klugheit gebietet; laßt mich allein in den Kampf und Tod gehen; flüchtet euch an sichere Orte und betet für mich zu Gott, daß er im letzten Streit mich stärke." Sie gehorchten. Nur einige wenige durften bei ihm bleiben. Der brave Kanagapen, ein ihm sehr ergebener Christ, wollte ihn nicht verlassen. Ein Mann voll körperlicher Kraft und Entschiedenheit des Willens, hätte er seinen Vater gegen die Häscher verteidigt und Gewalt gegen Gewalt gesetzt. P. de Britto sandte ihn deshalb in eine entlegene Ortschaft und befahl ihm, nicht eher nach Muni zurückzukommen, als bis er ihn rufe.

Der Sturm bereitete sich vor. Die jüngste der heidnischen Frauen Tadayadevens war eine Nichte des Ranganadadeven, des Königs von Marava, den wir schon

kennen. Sie begab sich an den Hof ihres königlichen Verwandten und beklagte sich bitter über die Schmach, die Tadayadeven ihr angetan habe. Sie weinte und jammerte und forderte des Königs Gerechtigkeit und Macht heraus gegen den fremden Zauberer, der den Tadayadeven durch seine geheimen Künste verführt habe. Sie wandte sich auch an die Götzenpriester, die schon lange nach einer Gelegenheit suchten, den verhaßten Sanyassi zu vernichten.

An der Spitze der Götzenpriester stand ein Brahmine, Pompavanan mit Namen, der voll des Hasses gegen P. de Britto war. Jetzt konnte er sich an dem Fremden rächen, der ihm seine Anhänger abwendig machte und die ergiebige Quelle des Einkommens abschnitt. Er berief die Ersten der Brahminen und beriet mit ihnen über die Mittel und Wege, den Missionär zu verderben und die stets wachsenden Christengemeinden zu vernichten. Sie beschlossen zum König zu gehen. Pompavanan führte das Wort. Er beklagte sich bitter, daß die Verehrung der Götter nachlasse, daß die meisten Tempel und Opferstätten verlassen ständen und die Bilder der Götter gestürzt seien. Alles laufe dem Europäer nach und schlösse sich der verderblichen Sekte an. Sie (die Brahminen) könnten das nicht länger ansehen und würden das Königreich verlassen. Sie wollten nicht mit eigenen Augen das Verderben sehen, das die erzürnten Götter über das Land und über den Herrscher, der das alles ungestraft geschehen lasse, bringen würden. Der König, empört und erzürnt, ließ den Tadayadeven an seinen Hof berufen und fragte ihn, ob alles, was er über ihn und über den fremden Sanyassi gehört habe, auf Wahrheit beruhe. „Man hat dir nicht zu viel gesagt“, entgegnete Tadayadeven, „der Sanyassi ist nach Marava zurückgekehrt, hat hier im Land

vier Kapellen gebaut und eine Menge von Heiden zum Gesetz Christi bekehrt; auch ich bin Christ geworden." Ranganadeven wagte nicht, Hand an seinen Verwandten zu legen, denn dieser stand beim Volk in hohem Ansehen. Er gab aber den Befehl, die Häuser der Christen zu plündern, denen, die in ihrem Glauben fest blieben, eine große Geldbuße aufzuerlegen und alle Kirchen niederzubrennen. Der Befehl wurde mit solcher Strenge durchgeführt, daß eine sehr große Zahl christlicher Familien ganz zugrunde gerichtet wurde. Sie wollten lieber Hab und Gut verlieren, als ihren Glauben verleugnen.

P. de Britto, so befahl der König weiter, solle gefangen und vor ihn geführt werden. Mit schärfster Grausamkeit wollte er gegen ihn vorgehen, um die Christen einzuschüchtern und zum Abfall zu bringen. Verschiedene Abteilungen von Soldaten zogen aus, um den Befehl auszuführen. P. de Britto war in Muni. Am 8. Januar spendete er noch vielen Gläubigen die heiligen Sakramente; dann, als ob er vorausgesehen hätte, was geschehen würde, riet er allen, sich in Sicherheit zu bringen und einer blutigen Verfolgung sich zu entziehen. Einige Stunden später gegen Mittag teilte man ihm mit, daß ein Trupp Soldaten sich nahe, um ihn gefangenzunehmen. Er ging ihnen entgegen, ein Lächeln im Gesicht, ohne irgendein Zeichen der Verwirrung. Kaum hatten die Häscher ihn erblickt, als sie sich auf ihn stürzten, ihn zu Boden warfen und grausam mit Schlägen mißhandelten. Ein christlicher Brahmine, namens Johannes, der hinzugeeilt war, erfuhr dieselbe Behandlung. Mehr als alle Schläge verwundeten die Gotteslästerungen, die die wilden Soldaten ausstießen, das Herz des Bekenners Christi. Zwei Kinder, deren sich der Pater angenommen hatte, von denen das älteste noch

nicht vierzehn Jahre zählte, wollten sich von ihrem treuen Vater nicht trennen. Die Drohungen und Schläge konnten sie nicht zurückdrängen. Sie wurden auch gefesselt und mit dem Pater und dem Brahminen Johannes hinter die Pferde gekoppelt, mit denen sie gleichen Schritt halten mußten. P. de Britto, dessen Kräfte durch das harte Missionsleben aufgerieben waren, konnte es nicht lange aushalten. Fast bei jedem Schritt fiel er zu Boden. Unbarmherzig zwang ihn die Rotte, sich zu erheben und wieder zu laufen, obgleich sie sahen, daß seine Füße bluteten und arg zerschnitten waren. So war sein göttlicher Meister auf dem Weg zum Kalvarienberg behandelt worden; er wollte es nicht besser haben.

Man kam nach Anumandakuri, einem großen Dorf, wo die Schmähungen sich häuften. Viel Volk war herbeigeeilt. Die Soldaten stellten die Bekenner Christi auf einen Wagen, auf dem an Festtagen die Götzenbilder im Triumph durch die Straßen geführt wurden, und ließen sie dort den ganzen Tag dem Hohn und Spott des heidnischen Volkes ausgesetzt, ohne Speise und Trank. In der Nacht, die dem leidenvollen Tage folgte, hörte der Selige, während er betete, draußen Schritte. Er schaute hinaus und bemerkte seinen treuen Katechisten Kanagapen, mit einem kräftigen Stock bewaffnet. Er war, nachdem er die Gefangennahme seines Meisters vernommen hatte, herbeigeeilt, um ihn zu retten, koste es, was es wolle. Doch der Pater wollte von Schritten zu seiner Befreiung nichts hören. Ernst verwies er dem Kanagapen, daß er den Ort verlassen, ehe er ihn zurückgerufen habe, und erklärte ihm fest, er werde nicht wie ein Dieb die Flucht ergreifen, sondern die Vorsehung walten lassen.

Am folgenden Tag mußten die Gefangenen den Weg nach Ramanadaburam, der Landeshauptstadt, fortsetzen.

P. de Britto wäre wohl unterwegs den Mühen erlegen, wenn nicht ein christlicher General ihm von Ramanadaburam aus ein Pferd entgegengesandt und zu seiner Verfügung gestellt hätte. Am 11. Januar kam der Zug in der Hauptstadt an. In der Nähe wurde den Gefangenen noch ein Katechist, Mutapen, zugesellt, der in Kandaramanikom, einer kleinen, von P. de Britto gegründeten Christengemeinde, gefangengenommen worden war. Die Soldaten hatten, nachdem sie ihn ergriffen, die Kirche verbrannt und die Häuser der Christen zerstört.

Als die Gefangenen in der Hauptstadt anlangten, war der König nicht dort; er hatte befohlen, sie bis zu seiner Ankunft in den Kerker zu werfen und aufs strengste zu bewachen. Inzwischen hatte sich Tadayadeven, der ohne seine Schuld die Ursache der ganzen Verfolgung war, an den Hof begeben, um für die Rettung seines Vaters, wie er den P. de Britto nannte, tätig zu sein. Auf seine Bemühungen hin ließen die Wächter den Gefangenen einige Erleichterungen zuteil werden. Trotzdem blieb die Kerkerhaft hart genug. Als Nahrung erhielten die Bekenner während mehrerer Tage nur einmal des Tages etwas Milch verabreicht.

Die Götzenpriester ruhten ebensowenig als Tadayadeven. Sie forderten laut den Tod des verhaßten Glaubensboten. In großer Zahl eilten sie zum Palast des Königs, der zurückgekehrt war, und ergingen sich in Lästerungen und Anklagen der abscheulichsten Art gegen das Opfer ihres Hasses. Man solle ihn, so forderten sie, zuerst gebunden an einen öffentlichen Platz der Stadt führen und ihn dort dem Gespött der Menge preisgeben, um so alle abzuschrecken, seine Religion anzunehmen. Tadayadeven, der zugegen war, wandte sich unerschrocken an den König und bat ihn, die gelehrtesten Brahminen kommen zu lassen. Diese könnten sich öffentlich mit

dem fremden Lehrer über die Religion auseinandersetzen. Das sei ein leichtes und sicheres Mittel, zu erkennen, wo die Wahrheit sei. Erzürnt über die Kühnheit einer solchen Sprache, fuhr der König den Prinzen an: „Wie kannst du für den Prediger der fremden Lehre Partei nehmen! Sofort erweise den Göttern, die da aufgestellt sind, die erforderliche Ehre." Ruhig entgegnete Tadayadeven: „Auf wunderbare Weise bin ich durch die Kraft des heiligen Evangeliums von einer tödlichen Krankheit geheilt worden; wie könnte ich es wagen, dem Evangelium zu entsagen und die Götzen wieder anzubeten! Dann würde ich ja an Leib und Seele zugrunde gehen müssen."

Der Zorn des Königs wuchs; aber er durfte nicht bis zum äußersten gehen, da er fürchten mußte, das Volk würde sich zu Tadayadeven stellen und gegen ihn aufstehen. Er rief einen jungen Mann, Puravudeven, der auch vor kurzem getauft worden war und durch die Taufe seine Gesundheit wieder erlangt hatte. Der König stellte das Ansinnen an ihn, den Götzen zu opfern. Erst zögerte er, dann aber gab er aus Furcht vor dem Zorn des Königs den Widerstand auf und gehorchte. Sogleich befiel ihn seine frühere Krankheit wieder, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er dem Tode nahe schien. Das brachte ihn zur Besinnung; er begann zu beten und verlangte ein Kruzifix. Er warf sich auf die Knie und unter Reuetränen flehte er Gott um Barmherzigkeit und Gnade an. Wieder wurde er an Leib und Seele geheilt. Während Puravudeven den Götzen opferte, wandte sich der König zum zweitenmal an Tadayadeven und befahl ihm unter Drohungen, dem Beispiel des Puravudeven zu folgen. Er weigerte sich beharrlich und sagte, er sei eher bereit zu sterben, als ihm zu

gehorchen. Er solle sich nur keine Mühe geben, ihn von seinem Glauben abzubringen; es sei vergebens. Dann begann er in begeisterten Worten von der Schönheit der christlichen Religion zu sprechen. Der König unterbrach ihn und sagte: „Du wirst sehen, was der Gott, den du anbetest, vermag und wie groß die Kraft des Gesetzes ist, das dein unseliger Freund dich gelehrt hat. In drei Tagen wird dieser Fremde sterben. Ich werde keine Hand an ihn legen, unsere Götter werden ihn vernichten."

Sogleich befahl er, man solle das Patiragalipusi darbringen, ein Zauberopfer, dem die Götzendiener große Kraft zuschrieben. Jeder, gegen den es dargebracht werde, so sagten sie, müsse sicher sterben. Man nannte es auch Santurove Sangaram, d. i. gänzliche Vernichtung des Feindes. Drei Tage dauerten die teuflischen Zeremonien, aber sie hatten nicht die gewünschte Wirkung. Selbst Heiden begannen sich über den Mißerfolg lustig zu machen. Die Brahminen versuchten noch eine andere Art ihrer Zauberopfer, das sog. Salpechiam. Dieses müsse unfehlbar den Tod des Fremden bewirken; denn diesem gegenüber seien selbst die Götter machtlos. Am fünften Tag werde der Sanyassi sicher sterben. Ranganadeven begann wieder zu hoffen, aber P. de Britto blieb unverletzt. Jetzt behaupteten die Götzenpriester, der Lehrer des neuen Gesetzes sei selber einer der größten Zauberer, der durch seine geheimen Künste die Bemühungen der Brahminen zunichte gemacht habe. Ranganadeven ließ nun den Bekenner vor sich bringen. Er zeigte ihm das Brevier, das man ihm bei seiner Gefangennahme weggenommen hatte. „Gibt dir nicht dieses Buch", fragte er ihn, „die Kraft, die dich gegen die Zauberkünste unserer Priester feit?" Der Pater ant-

wortete: „In diesem Buch sind die Lobpreisungen Gottes und die Gebete enthalten, die ich täglich spreche.“ „Gut“, sagte der Tyrann, „so will ich sehen, ob es dich auch gegen unsere Kugeln schützt.“ Er befahl, dem Pater das Brevier um den Hals zu binden und ihn dann durch die Reihen der Soldaten hindurchzuführen. Schon legten die Soldaten ihre Flinten an, als Tadayadeven gegen einen so tyrannischen Befehl öffentlich Widerspruch erhob. Er stürzte sich unter die Soldaten und rief, er selber wolle sterben, wenn man seinen teuren Lehrer töte. Die Soldaten schreckten zurück, und der König, der dieses sah, fürchtete, es könnte zu einer Empörung kommen, wenn dem Tadayadeven ein Leid geschähe.

Er widerrief seinen Befehl und ließ den Bekenner in den Kerker zurückführen. Vorher noch erließ er folgenden Urteilsspruch: „Ich verurteile diesen Fremden, der es gewagt hat, gegen meinen Willen und Befehl seine Lehre in meinem Königreich zu predigen, zur Verbannung. Die andern Gefangenen werden vorerst im Kerker bleiben; ich werde später über ihr Schicksal bestimmen.“ Am folgenden Tag, 29. Januar, wurde P. de Britto einer Abteilung von Soldaten übergeben, die ihn nach Oriur, einer Stadt zwei Tagreisen nördlich von Ramanadaburam gelegen, führen sollten. Er sah voraus, was seiner dort wartete. Himmlische Freude strahlte auf seinem Antlitz; jetzt war er dem Ziel all seines Sehnens nahe. Er nahm rührenden Abschied von seinen Leidensgefährten. Daß er sie allein zurücklassen mußte, war das einzige, was ihm Schmerz bereitete. Noch einmal ermunterte er sie einzeln und zusammen, ihrem Glauben treu zu bleiben und ihr Leben Gott großmütig zum Opfer zu bringen. Die Heiden, die dieser Szene zusahen, waren zu Tränen gerührt. Sie vermochten es nicht zu fassen, daß

der Selige, auf den der nahe Tod keinen Eindruck zu machen schien, seinen Leidensgefährten so zarte Liebe entgegenbrachte. Sie bewunderten auch den Heldenmut der Katechisten, die nur den einen Wunsch hatten, mit ihrem Meister zu sterben.

Tadayadeven und einige christliche Hauptleute, die fürchteten, der König werde den Pater auf dem Weg insgeheim töten lassen, wollten ihn nach Oriur begleiten, doch P. de Britto trat dem entgegen und befahl ihnen aufs entschiedenste, in Ramanadaburam zurückzubleiben und daran zu arbeiten, daß die vier Leidensgefährten befreit würden. Sie mußten gehorchen, und es gelang ihnen, für die vier Christen die Freilassung zu erwirken. Wie Tadayadeven waren auch Kanagapen, Schuren und Scheluen Nayaker, drei Katechisten, die sechs Jahre früher die Martern mit ihrem Vater geteilt hatten, nach Ramanadaburam geeilt, um nicht nur ihm nahe zu sein, sondern auch alles zu versuchen, ihren Meister der jungen Christengemeinde von Marava zu erhalten. Sie sannen auf Mittel zugleich mit Tadayadeven und den Christen am Hofe. Aber P. de Britto, der davon gehört hatte, ließ an sie Briefe schreiben, die er eigenhändig unterschrieb. Er beschwor sie, keine Schritte zu seiner Befreiung zu tun und ihn nicht des Glückes zu berauben, für den Glauben zu sterben. Sie konnten nicht zu ihm in den Kerker gelangen; die Soldaten wachten zu streng darüber, daß kein Christ sich ihm nahe. Aber Briefe von P. Johannes da Costa, P. Lainez, dem Superior der Madura-Mission, und von P. Rodriguez fanden ihren Weg zu ihm. Tröstlich war es für den Märtyrer zu vernehmen, daß die Christen ringsum teilnähmen an seinem Schicksal, und daß die Verfolgung nicht entmutigend, sondern stärkend und begeisternd wirke. Er selbst sandte durch einen Katechisten an seine Mitbrüder die Bitte, sie möchten mit

ihren Christen beten und Bußübungen aufopfern, damit Gott ihm die Gnade der Beharrlichkeit und die Krone des Martertums verleihe.

Vierzehntes Kapitel.

Das glorreiche Ende. 1693.

Am 29. Januar abends verließ P. de Britto, begleitet von einer Wache, Ramanadaburam. Man bot ihm ein Pferd an, weil man fürchtete, er würde auf dem Wege erliegen. Die harte und lange Gefangenschaft hatte seine ohnedies geschwächten Kräfte ganz erschöpft. Aber bald mußte er wieder absteigen; die rohen Soldaten gönnten ihm keine Erleichterung. Er schleppte sich mühsam voran. Die Gegend, durch die der Weg führte, ist noch jetzt unwirtsam. Eine eigentliche Straße gab es dort damals ebensowenig wie heute. Oft fiel er zu Boden, seine Füße waren wund. Blut bezeichnete die Spuren seiner Schritte. Als Nahrung bot man ihm nur hin und wieder etwas Milch. Ganze Strecken zogen ihn die unmenschlichen Gesellen an Stricken über den Boden hin. An Händen und Füßen war er gebunden. Selbst die Heiden, die ihn sahen, hatten Mitleid mit ihm. Keiner glaubte, er werde lebend in Oriur anlangen. Am Wege lag ein Dorf, Pillur mit Namen. Noch jetzt lebt dort die Überlieferung, der Selige sei ganz erschöpft in einem erbarmenswerten Zustand in Pillur angekommen. Eine heidnische Frau aus der Kaste der Maraver sah ihn, und von Mitleid gerührt gab sie den Soldaten Geld, damit sie ihr erlaubten, dem Armen ein Gefäß mit Milch anzubieten. Der Selige dankte ihr

von Herzen und fragte sie nach dem Namen des Dorfes. Sie sagte, es heiße Pillur (das ist Dorf der Kräuter). Da erwiderte er: „Wohlan, möge Pillur in Zukunft immer Nellur, d. i. Reisdorf, sein.“ Seit dieser Zeit, so versichert man, geriet dort wirklich die Reisernte immer gut, selbst wenn wegen anhaltender Trockenheit die Reisfelder der Umgebung keinen Ertrag lieferten.

Am 31. Januar kam der Zug in Oriur an. Oriur war ein großer Ort, zuzeiten ein befestigter Platz, am Ufer des Flusses Pambaru gelegen. Von den Festungsmauern sieht man jetzt noch einige Spuren. Auch vom Palast des königlichen Statthalters sind noch Reste übrig, einige Mauerstücke, die zwei große Innenhöfe umschließen, jeder etwa 8 Meter breit und 14 Meter lang. Ein Bruder des Königs, Odeiardeven mit Namen, war damals Statthalter. Dieser übertraf seinen Bruder vielleicht noch an Grausamkeit. Ein Brief des Königs überbrachte ihm den Befehl, den fremden Sanyassi zu enthaupten. Sogleich ließ Odeiardeven den Bekenner vor sich führen und empfing ihn zuerst nicht ungnädig. Er war blind und gelähmt, und da er von den wunderbaren Heilungen gehört hatte, die Gott durch das heilige Evangelium wirkte, hoffte er, durch den großen Lehrer könne auch er von seiner Krankheit befreit werden. Am Tage nach der Ankunft sandte er seine Frauen zum Seligen in den Kerker. Sie warfen sich vor ihm nieder und beschworen ihn, ihren Herrn gesund zu machen. Der Bekenner schickte sie jedoch zurück, ohne irgend etwas zu versprechen. Nun ließ ihn Odeiardeven wieder vor sich führen. Er versprach, ihn freizulassen und ihn reichlich zu beschenken, wenn er ihn heile. „Solche Versprechungen“, sagte der Selige, „würden auch dann mich nicht bestimmen, dich gesund zu

machen, wenn ich die Macht dazu hätte; aber Gott allein kann dich heilen, seine Macht allein ist unendlich." Der Tyrann geriet in Wut. „Zurück mit ihm in den Kerker", rief er den Soldaten zu; „bereitet alles für seine Hinrichtung vor." Diese wurde jedoch noch drei Tage verschoben. Die erste Frau Odeiardevens trat nämlich vor ihren Gemahl hin und beschwor ihn, sich nicht an einem Unschuldigen zu vergreifen. Das machte Eindruck auf den Tyrannen und bewog ihn, zu warten. Am 3. Februar gelang es dem Seligen, einen Brief an P. Lainez und einen zweiten an P. da Costa zu schicken. Tinte und Feder standen ihm nicht zur Verfügung; ein Strohhalm diente als Feder und als Tinte etwas Kohle, die er mit Wasser angerührt hatte. An P. Lainez sandte er folgende Zeilen: „Meine lieben Mitbrüder! Durch meinen Katechisten Kanagapen habt Ihr erfahren, was sich in meinem Gefängnis bis zu meiner Abreise von Ramanadaburam zugetragen hat. Am 28. Januar mußte ich vor dem Richterstuhl erscheinen, und man teilte mir mit, ich sei zum Tode verurteilt durch Erschießen. Ich war schon an der Richtstätte angelangt, und alles war bereit, als der König, einen Aufruhr befürchtend, befahl, mich von den übrigen Bekennern Jesu Christi, meinen teuren Kindern, zu trennen, um mich den Händen seines Bruders Odeiardeven zu übergeben. Diesem trug er auf, mich ohne Verzug hinzurichten. Am letzten Tag des Januar kam ich an dessen Hofe an. Die Reise war voller Beschwerden. Er ließ mich am selben Tag zu sich bescheiden; ich hatte eine lange Unterredung mit ihm über religiöse Dinge. Dann brachte man mich ins Gefängnis zurück, wo ich mich noch befinde in steter Erwartung des Todes, den ich für Gott erdulden soll. Die Hoffnung, dieses

Glückes teilhaftig zu werden, hat mich zweimal nach Indien geführt. Es ist wahr, es hat mich viel gekostet, dieses Glück zu erlangen; aber der Lohn, den ich von Gott erhoffe, für den ich mich opfere, ist all dieser und noch größerer Mühen wert. Das Verbrechen, dessen man mich anklagt, ist kein anderes, als daß ich die Lehre des wahren Gottes predige, und daß man die Götzen nicht mehr anbetet. Welch eine Ehre, für ein solches Verbrechen den Tod zu erleiden! Das erfüllt mich mit Freude und Trost im Herrn. Die Soldaten bewachen mich streng; daher kann ich nicht mehr schreiben. Gott befohlen, meine Väter; ich bitte um Euren Segen und empfehle mich Euren heiligen Meßopfern.

Aus dem Gefängnis von Oriur, 3. Februar 1693."

Am selben Tag schrieb er auch seinen letzten Brief an P. da Costa. Er lautete: „Hochwürdiger P. da Costa. Der Friede Christi. Wohl weiß ich, wieviel Dank ich Ihnen schuldig bin. Gott wird Ihnen alles vergelten. Emanuel (ein Katechist) wird schon über meine Gefangennahme und die folgenden Ereignisse berichtet haben. Zuletzt bin ich nach Oriur gesandt worden, um hier enthauptet zu werden. Auf der Reise hatte ich vieles auszustehen. Hier angelangt, wurde ich vor den Richterstuhl des Fürsten geführt. Ich bekannte in einem langen Verhör meinen Glauben. Wieder in den Kerker geworfen, erwarte ich nun den glücklichen Tag. Inständig bitte ich um Ihren Segen, sowie um den des Pater Provinzial und der andern Väter. Gedenken Sie meiner bei der heiligen Messe. Ich bin voll der Freude im Herrn; das hält meine Kräfte aufrecht. Die Soldaten sind immer um mich, darum schreibe ich nicht mehr. Leben Sie wohl, mein guter Freund. Dieser Brief ist zugleich

für alle meine Mitbrüder bestimmt. In diesem Jahr habe ich 4000 Heiden getauft."

Am Tag vor seinem Tode sandte der Selige auch einen seiner Katechisten nach Pondichery, „um dem P. Tachard und mir", sagt Herr Martin, „mitzuteilen, daß sein Lauf vollendet sei. Er versicherte mir insbesondere, er werde für mich und meine Familie beten, wenn Gott ihn, wie er hoffe, in seine Herrlichkeit aufgenommen habe".

Odeiardeven war unentschieden. Auf der einen Seite hatte er den Befehl des Königs in der Hand, auf der andern Seite drängten ihn die Bitten seiner Frau und der Wunsch, durch den fremden Sanyassi geheilt zu werden, Milde zu üben. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. Endlich bestimmte ihn sein erster Minister, ein harter und rachsüchtiger Mensch, der auf den Fürsten großen Einfluß hatte, sich für die Enthauptung zu entscheiden. Am 4. Februar gab Odeiardeven den Seligen in die Hand von fünf Henkern. Es war Aschermittwoch. Als habe er vorausgesehen, was kommen werde, hatte P. de Britto in der Nacht vom 3. zum 4. Februar sich vollständig bereit gemacht, er hatte sogar ein besseres Gewand angelegt. Gegen Mittag kamen die Henkersknechte. Lächelnd sprach er zu ihnen: „Ich bin ganz bereit", und ging mit ihnen zur Richtstätte so schnellen Ganges, daß die Wächter kaum folgen konnten. Ein wenig von der Festung entfernt, gegen Norden, hart am Ufer des Flusses Pambaru liegt ein niedriger Sandhügel. Hier sollte der Selige sein Opfer bringen. An der Stätte angekommen, bat er seinen Henker, ihm eine kurze Zeit zu gewähren, daß er im Gebet sich sammeln könne. Viele, Christen wie Heiden, waren herbeigeeilt, um das blutige Schauspiel zu sehen. In aller Gegenwart kniete der Selige nieder und bereitete

sich zum letzten Streit. Sein Antlitz leuchtete in heiliger Freude. Selbst Heiden wurden bei seinem Anblick zu Tränen gerührt. Feierliche Stille herrscht, nur unterbrochen durch Äußerungen des Unwillens über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit des Todesurteils. Der Henker ist bereit; er hat den breiten Säbel in die Hand genommen. Doch da er den Märtyrer noch immer im Gebet sieht, zaudert er. Da kommt vom Palast her der Sohn des Fürsten. „Was zögert ihr?“ ruft er den Henkern zu, „führt aus, was man euch befohlen hat.“ P. de Britto erhebt sich, macht das Kreuzzeichen, geht auf die Schergen zu, umarmt sie und sagt: „Jetzt, meine Brüder, macht mit mir, was euch gefällt.“ Die Henker, halb betrunken, zerreißen das Kleid des Seligen, statt es ihm ruhig abzunehmen. Um den Hals trug er einen kleinen Reliquienbehälter; als sie diesen erblickten, wichen sie erschreckt zurück. Sie vermeinten, darin seien die Zaubermittel, deren er sich bediente, um die zu bezaubern, die seine Schüler würden. Einer der Henker ergreift einen Säbel, um die Schnur, an der das Kästchen befestigt war, zu zerschneiden, und brachte dabei auch dem Pater eine tiefe Wunde auf der Brust bei. Ein Strom Blutes floß zur Erde. Noch fürchten sie die Zaubermittel; ihr Säbel würde nichts ausrichten können, meinen sie. Sie holen ein großes Beil herbei, wie man es in den Tempeln gebrauchte, um die Schlachtopfer zu töten; falls die Säbel versagten, könnten sie das Beil gebrauchen. Dann banden sie eine Schnur an seinen Bart und zogen sie um seine Brust, so daß das Haupt niedergebeugt war. Alsbald warf sich der Gottesmann auf die Knie, hob Augen und Hände zum Himmel und erwartete in dieser Stellung den Todesstreich. Da konnten zwei seiner Christen aus Marava sich

nicht mehr halten. Sie drängten sich durch die Menge, warfen sich vor dem Seligen nieder und beteuerten, sie wollten mit ihm sterben. Die Henker schoben sie beiseite. Dann ergriff der eine der Soldaten den Säbel und enthauptete den Seligen. Der erste Schlag genügte nicht, das Haupt vom Rumpf zu trennen; er führte einen zweiten Schlag. Dann wurden auch die Hände und Füße abgehauen und der Rumpf und das Haupt auf einem Pfahl befestigt, der an der Stelle, wo der Märtyrer still gebetet hatte, aufgerichtet war. Die beiden todesmutigen Christen sollten seine Krone nicht teilen. Der Prinz, vor den sie geführt wurden, ließ ihnen Ohren und Nase abschneiden und sandte sie von dannen. Einer der beiden begab sich an die Richtstätte, sammelte die Hände und Füße des Seligen und befestigte sie auch an dem Pfahl. Dann verblieb er lange Zeit in stillem Gebet an dem heiligen Ort.

Das war nach der genauen Beschreibung des P. Lainez das glorreiche Ende des großen Apostels, nach dem er so sehnlich sein ganzes Leben hindurch verlangt hatte. P. Lainez fügt seinem Bericht rührende Worte an seine Mitmissionäre hinzu. „Auch wir", so schreibt er, „haben Europa verlassen wie er; vielleicht dürfen wir hoffen, auch eines Tages sein Glück zu teilen und als Märtyrer zu sterben. Möge die unendliche Barmherzigkeit Gottes und unseres Heilandes uns die Gnade hierzu erwirken! Die Christen von Marava sind in trauriger Lage. Betet Ihr mit uns, daß das Blut seines ersten Märtyrers dem Land Heil bringen möge und daß dank seiner Fürbitte Männer hierher kommen, mächtig wie der Selige in Wort und Tat, um das fortzusetzen, was er so glorreich begonnen hat."

Fünfzehntes Kapitel.
Das Charakterbild des Seligen.

Bis zum blutigen Tod auf dem Marterhügel bei Oriur haben wir den sel. Johannes de Britto auf seinem wechselvollen Lebenswege begleitet. Suchen wir nunmehr in kurzem Umriß die Hauptzüge seiner Persönlichkeit herauszuheben, um sein Bild in unserem Geiste festzuhalten.

Die äußere Erscheinung des Seligen in seinem reifen Mannesalter schildert uns der Statthalter von Pondichery, Franz Martin, in seinen öfters erwähnten Aufzeichnungen sehr anschaulich. „P. de Britto", so schreibt er, „war etwas weniger als mittelgroß; sein Haupthaar und sein dichter Bart hatten eine tiefschwarze Farbe. Das etwas längliche Gesicht zeigte edle, ehrfurchterweckende Züge. Meist umspielte ein leichtes Lächeln seinen Mund. Die kleinen Augen blickten lebhaft. Seine Unterhaltung war lebendig und anregend, sein Auftreten gewandt und ungezwungen, sein ganzes Benehmen gewinnend und liebenswürdig."

Von Natur hatte Johannes herrliche Geistesanlagen. Die Berichte seiner Obern an den Ordensgeneral, die sogenannten Kataloge, rühmen sein glückliches Talent, sein gutes Urteil, seine Klugheit und Erfahrung. Schon in den Studienjahren trat sein scharfer Verstand glänzend hervor. Eine schwächliche Gesundheit und andere Umstände nötigten ihn öfters, seine Studien zu unterbrechen; trotzdem brachte er sie zu einem so ausgezeichneten Abschluß, daß seine Obern ernstlich daran dachten, ihn mit dem Lehramt der Philosophie im Kolleg zu Goa zu betrauen.

Die Klarheit seines Verstandes gab ihm die Sicherheit und Leichtigkeit, mit der er alle, auch die schwierigsten Ar-

beiten durchführte. Als Missionär, als Missionsoberer, als Geschäftsträger seiner Ordensprovinz am Königshof, als Visitator, in allen Lagen fand er sich sogleich zurecht und ging ruhig und sicher seinen Weg. Mit einem scharfen Verstand paarte sich in Johannes als kostbares Erbgut der de Brittos Willensstärke und hochherziger Mut, der vor keinem Hindernis zurückschreckte.

Ein warmes, treues Herz schlug in seiner Brust. Rührend war seine kindliche Anhänglichkeit an die Mutter und seine Liebe zu den Geschwistern. Mußte er der Mutter, um dem Rufe Gottes zu folgen, Schmerz bereiten, so war er eifrig besorgt, sie zu trösten und ihr Leid zu mildern. Innig und dauernd war seine Freundschaft, und der Freunde hatte er viele. Seine Liebenswürdigkeit zog mächtig an. Der König Pedro, der Graf von Marialva, die Vizekönige von Goa, Tavora und Almeida, Gespielen seiner Jugend, hingen an ihm und bewahrten ihm treues Gedenken; auch er vergaß ihrer nicht. Seinen besten Freunden, dem P. Johannes da Costa und dem Statthalter von Pondichery, Franz Martin, galten seine letzten Freundesgrüße am Vorabend seines Todes. Bei allen Arbeiten seines nimmermüden Eifers wußte er Zeit zu finden für kurze Briefe und Freundesdienste.

Aber mehr! Johannes de Britto steht vor uns im Glanz vollendeter Heiligkeit. Benedikt XIV., der vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl von Amts wegen die Seligsprechungsakten genau durchgesehen hatte, gestand, das vorliegende Material genüge, um den Seligen sowohl unter die Zahl der Märtyrer als der Bekenner aufzunehmen. Wie das Martyrium, so sei auch seine heroische Tugend durchaus erwiesen.

Der ganze Inhalt und Mittelpunkt seines Tugendlebens war eine glühende Liebe zum Heiland. Früh hat diese Liebe von seinem Herzen Besitz ergriffen; sie führte ihn zum Ordensstand, zur Gesellschaft Jesu, sie drängte ihn, nur für seinen Heiland, für sein Reich und seine Ehre zu arbeiten. Darum fühlte er sich so glücklich in seiner Mission von Madura, darum mahnte er seinen Verwandten, P. Luis Pereira, auch dahin zu kommen, „weil man nirgendwo mehr die Ehre des Heilands fördern, nirgendwo mehr für ihn und aus Liebe zu ihm leiden kann“[1].

Leiden und Opfer sind der beste Ausweis der Liebe. Es ist wunderbar, wie tief die Sehnsucht, für den Heiland zu leiden, das Verlangen nach dem Martertod, im Herzen unseres Seligen Wurzel geschlagen hat. Besonders seit dem ersten qualvollen Blutzeugnis (1686) wuchs dieses Verlangen nach der Marterkrone mehr und mehr. Wieder und wieder sprach er davon zu vertrauten Freunden. Vor seiner zweiten Reise nach Indien äußerte er sich seinen Mitbrüdern gegenüber: „Die Mission von Madura ist mein Vaterland; sie ist der Ort meiner Wiedergeburt für den Himmel; dort werde ich mein Blut für meinen Heiland vergießen dürfen.“[2] „Ich schätze mich glücklich“, sagte er seinen Gefährten, als er 1690 das Schiff bestiegen hatte, „den Gefahren irdischer Ehren entronnen zu sein und die Hoffnung auf die Marterkrone wieder erlangt zu haben.“[3] In Indien angekommen zweifelt er nicht, daß sein Verlangen bald gestillt werde. „Mein Haupt bewahre ich für den König von Marava auf“, hörte mehrmals sein Missionsgefährte, P. Bouchet, ihn sagen, „um

---

[1] Brief an Luis Pereira bei Fernão de Britto.

[2] Act. beat. Summar. n. 6. [3] Fernão de Britto etc. 168.

es ihm zu überliefern, bin ich nach Indien zurückgekehrt."[1] Das Kind eines seiner Katechisten, das er segnen sollte, streckte die Hand nach seinem langen Barte aus; Johannes wehrte es ihm mit den Worten: „Berühre meinen Bart nicht; ich bewahre ihn und mein Haupt für den König von Marava auf."[2] Mehr als einmal forderte er seine Katechisten inständig auf, um die Gnade des Martyriums für ihn zu beten[3]. Voll der Freude im Herrn erlitt er die Martern; sein Antlitz leuchtete in heiligem Glück, als er den Todesstreich empfing.

Die glühende Heilandsliebe trieb den Seligen, des Heilands Gewand und Ehrenzeichen zu tragen; sie führte ihn zur Demut in ihrer heroischen Vollendung. Schon im Noviziat lernte er Adel und hohe Geburt geringschätzen. Er sagte zu seinen Mitnovizen: „Meinen wahren Adel habe ich erkannt, seit ich den Brüdern und Schülern des Heilands zugesellt bin."[4] Je mehr die Heilandsliebe wuchs, desto mehr verblaßten Ansehen und weltliche Ehren vor seinem Geist. Er wählte sich als Lebensaufgabe die Missionstätigkeit unter den verlassenen Heiden, und die Verachtetsten unter ihnen, die Parias, waren seine bevorzugten Lieblinge. Die Armut und der Schmutz ihrer Hütten, ihre rohen und niedrigen Gewohnheiten schreckten ihn nicht zurück. In Portugal winkt ihm das Ehrenamt eines königlichen Beraters und eines Erziehers am Königshof; ein Bischofsitz wird ihm angeboten. Er weist alles ab, was Ehre eintragen kann; in Marava will er, vergessen von den Menschen, für

---

[1] Act. beat. Summar. n. 7, § 174.

[2] Ebd. n. 6, § 47. [3] Ebd. n. 7, § 112.

[4] Bei Prat, Histoire du bienheureux Jean de Britto 33.

seinen Heiland und sein Werk arbeiten. Auch Titel mag er nicht. Er verweist es seinem Bruder Fernão, daß er ihn in Briefaufschriften Generalprokurator genannt hat. „Schreibe doch einfach“, so bittet er ihn, „an P. Johannes de Britto aus der Gesellschaft Jesu, meinen Bruder. Ich bin nämlich weder sehr ehrwürdig noch ein Herr. Ich bin dein jüngerer Bruder und als solcher und als Ordensmann dein Diener; das ist alles. Der Titel Generalprokurator, den du mir gibst, gehört nur auf öffentliche Schriftstücke, nicht auf Privatbriefe.“

Des Seligen Liebe zum Heiland war auch der Urquell eines stets wachsenden, unermüdlichen Seeleneifers. Sehnsüchtig harrte er des Tages, der ihn auf den Schauplatz seiner Lebensarbeit, in die Mission von Madura, bringen sollte. Dort haben wir ihn auf seinen Wanderungen begleitet die fünfzehn Jahre hindurch, die er als Apostel gewirkt hat. Ein Arbeiten war's ohne Rast und Ruhe, fieberhaft fast. Jeder Augenblick gehörte den Armen, zu denen er gesandt war.

Sein hochherziger Mut verklärte sich zu christlichem Starkmut, zu übernatürlicher Hochherzigkeit. Nichts schien ihm zu schwer, vor keinem Opfer bebte er zurück, wenn es galt, Seelen zu retten. Die monatelangen Reisen auf verseuchten, dicht gefüllten Schiffen, die steten Wanderungen von Ort zu Ort, die er barfuß machte durch den glühend heißen Sand der Ebenen von Madura, unter den sengenden Strahlen der Tropensonne, die Entbehrungen der harten Lebensweise eines Pandaram Swami, die Leiden auf der Flucht vor den Verfolgern, die immer drohende Lebensgefahr — all das waren übermenschliche Opfer, die der Apostel freudig brachte, um Seelen zu gewinnen.

So steht der Selige vor uns: ein Mann von klarem Geist, von starkem Willen und treuem Herzen; ein Apostel mit einer Heilandsliebe, die sich vergißt und alles hingibt, selbst das Leben, mit einem Seeleneifer, der freudig und starkmütig zu den schwersten Opfern bereit ist, ein zweiter Franz Xaver.

Sechzehntes Kapitel.

Nach dem Tode.

Der Minister des Prinzen Odeiardeven hatte den strengen Befehl erlassen, alle fernzuhalten, die es versuchen sollten, die Überreste des Märtyrers an sich zu bringen. Tag und Nacht mußte eine Anzahl Soldaten die Richtstätte bewachen. In der Nacht vom 4. zum 5. Februar und in den beiden folgenden Nächten schwebte eine geheimnisvolle Flamme über dem Pfahl. Man setzte den Minister davon in Kenntnis. Dieser gab alsbald Befehl, den Pfahl umzustürzen und die daran befestigten Überreste im Staub liegen zu lassen. Diese verbreiteten einen köstlichen Wohlgeruch. Regengüsse nötigten die Soldaten, sich von dem Platz zu entfernen. Da kamen wilde Tiere: diese ließen nur einige Knochen von dem Leichnam des Seligen übrig.

P. Lainez gab sich alle Mühe, die kostbaren Schätze an sich zu bringen. Sobald er von dem Martertod gehört hatte, wollte er selber nach Marava; doch man riet ihm ernstlich ab. Die Christen von Marava und auch die Heiden glaubten, es würde eine neue Verfolgung der Christen einsetzen, falls er in Marava eindränge. Er zog sich daher

in ein Dorf nahe der Grenze zurück. Von hier aus stand er den Christen bei, soviel es ging; von hier aus suchte er auch in den Besitz der ihm so wertvollen Reliquien des Seligen zu gelangen. Die Christen, besonders die Katechisten, waren unermüdlich. Unter verschiedenen Vorwänden kamen sie nach Oriur und sammelten dort den Schädel und einige noch vorhandene Knochen; auch den Pfahl wußten sie in ihre Hände zu bekommen. Mit dem Säbel hatte es größere Schwierigkeiten. Perumal, der Henker, der den tödlichen Streich geführt hatte, wollte denselben lange nicht hergeben. Er hatte ihn nach dem Gebrauch in einem Teich gewaschen; von dem Augenblick an wurde das Wasser des Teiches schlecht und konnte nicht mehr gebraucht werden. Bis auf den heutigen Tag zeigt man den verlassenen, „verfluchten" Teich. Perumal glaubte, der Säbel werde ihn gegen die Beunruhigungen böser Geister schützen, und wollte nicht von ihm lassen. Endlich, als die Christen eine große Summe Geldes boten, überließ er ihnen die kostbare Reliquie, behielt aber den Griff für sich. P. Lainez ließ den Säbel und die übrigen Reliquien des Dieners Gottes nach Pondichery bringen zur großen Freude des Herrn Martin, des alten Freundes des Märtyrers. Nicht lange aber sollten sie dort verbleiben; sie wurden nach Goa überbracht, in das alte St.-Pauls-Kolleg. So geziemte es sich: wo der Apostel Indiens ruhte, da sollten auch die letzten Überreste seines Nacheiferers sein.

Als die Nachricht von dem Martertod des Seligen nach Portugal kam, löste sie dort nicht Trauer, sondern Stolz und heilige Freude aus. Im Oktober 1694 schrieb P. Sarmento, der Prokurator der Provinz von Goa, von Lissabon aus an den General P. Thyrsus Gonsalez: „Das Mar-

tyrium des P. de Britto gereichte dem König und der Königin, sowie der ganzen Stadt zum großen Trost und zur Bewunderung." Sobald die Kunde nach Portugal gekommen, mußte auf das Geheiß des Königs Pedro II. P. Magalhães die Mutter des Seligen an den Hof berufen. Donna Beatrix dankte Gott, daß er sie den Ehrentag ihres Sohnes hatte erleben lassen. In Festkleidern begab sie sich aus ihrer Zurückgezogenheit in Portalegre an den Hof nach Lissabon und wurde dort mit großer Auszeichnung empfangen. Der König beglückwünschte sie zu der Ehre, die Mutter eines Märtyrers zu sein.

Einige Jahre nachher kam P. Johannes da Costa als Prokurator der malabarischen Provinz nach Lissabon. Er hatte sich von den Obern in Goa den Säbel geben lassen, mit dem der Selige enthauptet worden war, ihn in eine kostbare, mit Filigranarbeit gezierte Scheide gesteckt und mit nach Portugal gebracht. Er überreichte die Reliquie dem König als Andenken. Dieser nahm den Säbel ehrfurchtsvoll in seine Hände und küßte ihn. Alle, die zugegen waren, folgten seinem Beispiel. Pedro wollte jedoch den Säbel nicht behalten. „Bei euch", sagte er, „bei den Mitbrüdern des Märtyrers, ist er besser aufgehoben; da wird er mehr verehrt werden und den jungen Ordensgliedern neuen Eifer und apostolische Begeisterung einflößen." Bei dieser Gelegenheit erinnerte sich der Graf von Marialva der Szene, die sich bei der Abreise des Seligen abspielte, und mit Tränen in den Augen sagte er: „Ich weiß nicht, ob der P. Johannes mehr getan hat, um ein Märtyrer zu werden, als ich, es zu verhindern."

In Indien blieb das Andenken des Apostels und Blutzeugen in hohen Ehren. Die Christen von Marava und

Tanjore vergaßen ihren Vater nicht. In großer Zahl pilgerten sie zu dem Ort, der durch seinen Tod geheiligt war. Zuerst suchten der Fürst Odeiardeven und sein erster Minister, der die Hauptschuld am Tode des Seligen trug, die frommen Pilger durch Spott und Gewalttätigkeit fernzuhalten; doch beide überlebten das Opfer ihres Hasses nicht lange. In der Verwaltung dieses Teils des Königreichs folgte dem Odeiardeven sein Neffe Varuganadadeven, der den Christen volle Freiheit ließ. Einmal soll er sich geäußert haben: „Lassen wir ohne Bedenken diese braven Leute an den Ort kommen, wo der große Mann den Tod für seinen Glauben erlitten hat.“ Häufig, besonders an Mittwochen (der Märtyrer war am Aschermittwoch gestorben), fanden sich mehr als 1000 Pilger in Oriur ein, um auf dem Marterhügel zu beten und ihrem Vater ihre Anliegen vorzutragen.

Die Jahresbriefe vom Jahre 1735 erzählen von einer Pilgerfahrt, die ein Christ aus königlichem Blut nach Oriur machte. Er war seit langem krank, und alle Mittel, die er anwandte, wollten nicht helfen. Er betete am Marterplatz, und sein Vertrauen auf den Blutzeugen brachte ihm vollständige Genesung. Er half mit eigenen Händen die Ziegel zum Bau einer Kapelle herbeitragen. Einige Monate später vergaß er die Versprechungen, die er dem Seligen gemacht hatte, und siehe, er fiel in seine Krankheit zurück. Nun sank er tiefer, ließ einen heidnischen Zauberer zu sich kommen, verleugnete seinen Glauben und wandte, um wieder gesund zu werden, götzendienerische und abergläubische Mittel an. Aber sein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Wieder betete er zu P. de Britto, bereute seinen tiefen Fall und empfing andächtig das Sakrament der Buße. Alsbald fühlte er sich besser. Seine Frau, eine Tochter des Königs

Ranganadeven, die seit drei Jahren Christin war, hatte sich Gott als Sühnopfer für ihren abtrünnigen Gemahl angeboten; Gott erhörte ihr Gebet[1].

Oft lesen wir in den Briefen der Missionäre, auch der späteren Zeit, daß sich die indischen Christen in ihren Anliegen wie an den hl. Franz Xaver, so auch an den P. de Britto gewandt haben. P. Rossi, der 38 Jahre (1736—1774) in der Madura-Mission, besonders in Marava, segensreich wirkte, erwähnt mehrmals in seinen Briefen, Gott habe sich, um die Christen zu trösten und die Heiden zum Glauben zu bringen, vieler Wunder bedient, die er auf die Fürbitte der Mutter von den sieben Schmerzen, des hl. Jakob, des hl. Joseph, des ehrwürdigen Johannes de Britto und besonders des hl. Xaver gewirkt habe.

Wunder und Gebetserhörungen kamen in großer Menge vor. Es mag genügen, noch einige wenige anzuführen, die P. Beschi in einer Schrift vom Jahre 1728 aufführt. Sie waren so beglaubigt, daß der berühmte Glaubensbote sie den protestantischen Missionären, die damals in Tanjore einzudringen sich bemühten, als Beweis für die Wahrheit des katholischen Glaubens entgegenstellte.

1. Im Augenblick, als P. de Britto den Martertod erlitt, erschien er seinem vertrauten Freund, dem P. Johannes da Costa, der in Talai, einige Tagreisen südlich von Oriur, sich aufhielt. Klar und deutlich sah dieser den Märtyrer vor sich stehen, sein Haupt in der Hand haltend. Er rief sofort seinen Katechisten, teilte ihm mit, was er gesehen, und fügte bei, er sei überzeugt, P. de Britto sei soeben für den Glauben enthauptet worden.

---

[1] Besse, La Mission du Maduré 250.

2. Ein Christ aus der Pallerkaste, Ignatius Polla mit Namen, war schwer erkrankt und von den Ärzten aufgegeben. Er lag wie tot da, ohne jede Bewegung, ohne ein Wort zu sprechen, ohne Pulsschlag. Seine Eltern wollten ihn von Pulial, wo er darniederlag, in ihr Dorf bringen, um ihn dort auf dem Begräbnisplatz ihrer Kaste beerdigen zu können. In Oriur angekommen, begaben sie sich zuerst zum Marterhügel, legten den Kranken dort auf den Boden nieder und flehten den Seligen an, ihnen den Sohn zu erhalten. Noch hatten sie ihr Gebet nicht beendet, als der Kranke sich erhob und zur Freude aller ganz gesund sich auf die Kniee warf, um mit den Eltern Gott für die Heilung zu danken.

3. Im Jahre 1722 fand ein kleiner Knabe, der Sohn eines reichen Einwohners von Tripalakudi, plötzliche Heilung. Das Kind war von Geburt an lahm und verkrüppelt; die Eltern wagten kaum, um seine Gesundung zu beten, so unmöglich schien ihnen eine solche. Da wurde die Mutter krank. Man wandte sich an den seligen de Britto, und sie genas. Der Vater und die Mutter machten eine Wallfahrt nach Oriur, um dem Wohltäter zu danken. Bei dieser Gelegenheit fühlten sie sich angeregt, auch ihr lahmes Kind dem Seligen zu empfehlen. Bei ihrer Rückkehr trafen sie den Kleinen gesund und wohl. Während sie in Oriur beteten, war das Wunder geschehen: der Knabe hatte sich von seinem Lager erhoben und konnte ohne Schwierigkeit gehen und laufen.

4. P. Beschi berichtet auch die Heilung einer aussätzigen Frau, deren Krankheit einen solchen Grad erreicht hatte, daß sich keiner mehr ihr nahen wollte. Die Fäulnis hatte alle Glieder ergriffen, die Fingerspitzen und Zehen waren

abgefallen. Nach Oriur gebracht, erhielt sie plötzlich die Gesundheit wieder und konnte zu Fuß in ihr Heimatsdorf zurückkehren.

5. Ein Kind aus einer christlichen Familie hatte von Geburt an ein eigentümliches Augenleiden. An Stelle der Pupillen und der Augenlider wuchs weißes, knorpeliges Fleisch. Die unglücklichen Eltern empfahlen das Kind dem Märtyrer und beschworen ihn, dem Armen wenigstens den Gebrauch des einen Auges zu erwirken. Ihr vertrauensvolles Gebet fand Erhörung: das linke Auge wurde sofort gesund, während das rechte im früheren Zustand verblieb.

6. Noch ein letztes Wunder mag hier erwähnt werden. Ein vornehmer Heide in Tottiam war erkrankt. Er ließ den Katechisten Separi zu sich kommen und bat ihn um eine Arznei. Separi gab ihm das Gewünschte, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, mit dem Heiden vom ewigen Heil und von der wahren Religion zu sprechen. Der Heide hörte ihm zu und sagte dann: „Wie aber kann eure Religion wahr und heilig sein, da doch der König von Marava den Apostel eurer Religion zu einem schmählichen Tod verurteilt und die Predigt der christlichen Lehre in seinen Staaten verboten hat? Und dieser König gilt als ein weiser Herrscher.“ Der Katechist erwiderte: „Gerade der Tod des Apostels ist ein klarer Beweis für die Wahrheit und Heiligkeit unserer Religion. Der Lehrer, der sie verkündigte, schätzte sie höher als sein eigenes Leben.“ Diese Worte machten Eindruck auf den Heiden; er wollte mehr von der christlichen Lehre hören. Dann versprach er, sich zu bekehren und die Taufe zu empfangen, wenn ihm auf die Fürsprache jenes Apostels innerhalb 24 Stunden die Gesundheit zuteil würde. Der Katechist begab sich nach Hause und verbrachte die Nacht

in inständigem Gebet zum Seligen. Als er am Morgen des folgenden Tages den Kranken besuchte, fand er ihn gesund und bereit, den wahren Glauben anzunehmen.

Ein außerordentliches Wunder dürfen wir es auch nennen, daß in Marava nach dem Martertod des großen Apostels das Christentum trotz der schwersten Verfolgungen nicht zugrunde ging, sondern sich immer weiter ausbreitete. „Der Tod des Hirten", schreibt P. Martin[1], der viele Jahre in Marava unermüdlich nach dem Vorbild des Seligen arbeitete, „der Tod des Hirten brachte eine grausame Verfolgung über seine Herde; aber seit einigen Jahren haben wir Ruhe, und die Mission von Marava ist jetzt eine der blühendsten von Indien."

P. Lainez nahm die Arbeit des Märtyrers in Marava auf. Um aber den Tyrannen Ranganadeven nicht noch mehr gegen die Christen aufzubringen, hielt er sich verborgen und nahm seinen Wohnsitz nahe der Landesgrenze. Ungeteilt konnte er sich den Maravern nicht widmen; er hatte als Missionsoberer und Leiter des Bezirks von Kuttur noch andere Pflichten. Erst später, als die Verfolgungswut etwas abflaute, drang P. Lainez zu längerer Arbeit in Marava ein. Manche waren in den Jahren der Verfolgung abtrünnig geworden. Viele von diesen, wohl die meisten, brachte er wieder zur Kirche zurück und taufte große Scharen von Heiden. P. Fernandez[2] sagt in einem Brief vom 2. November 1701 von ihm, er habe innerhalb 20 Monaten 7000 Abgefallene wieder mit der Kirche ausgesöhnt und 9000 Heiden getauft.

[1] Lettres édif. VI (Lyon 1819) 383.

[2] P. Besse, La Mission du Maduré 233.

Im Jahre 1704 folgte dem P. Lainez der alte Freund des seligen de Britto, P. Borghese, der bis 1708 unter unsäglichen Mühen arbeitete. Es war für einen Pater zu schwer, mit alleiniger Hilfe einiger Katechisten ein Arbeitsfeld zu besorgen, für das nach den Worten des P. Martin fünf Missionäre kaum genügt hätten[1]. Es ist daher erklärlich, daß abergläubische Gebräuche sich mancherorts wieder einschlichen, wie P. Borghese klagt[2]. Doch weiter und weiter breitete sich das Christentum aus. P. Martin, der nach P. Borghese kam, fand gegen 20000 Christen in Marava vor inmitten einer Einwohnerzahl von einer Million. Wohl flammten neue Verfolgungen unter dem König Tiruvudaya auf, doch konnten jedes Jahr zwischen 1000 und 2000 Taufen gespendet werden.

Einer der letzten Jesuitenmissionäre in Marava war P. Rossi, der mehr als 30 Jahre bis zu seinem Tode (1774) unermüdlich auf dem schweren Arbeitsfeld aushielt. Dann folgte die Aufhebung der Gesellschaft Jesu und damit eine lange Unterbrechung der Missionsarbeit. Der eine oder andere goanische Weltpriester und einige Katechisten konnten etwas von dem aufrechthalten, was die Jesuitenmissionäre in jahrhundertelanger Arbeit geschaffen hatten.

In Indien fing man gleich nach dem Tod des Blutzeugen an, die vorbereitenden Schritte zu tun, die zur Seligsprechung erforderlich waren. Der Bischof von Meliapur, P. Gaspar Alfonso, früher als Provinzial der malabarischen Provinz de Brittos Oberer, sammelte schon im Jahre nach dem Tod die Zeugnisse über das heilige Leben des Seligen und über die Wunder, die auf seine Fürbitte geschehen waren. 40 Zeu-

[1] Bertrand a. a. O. IV 186. [2] Besse a. a. O. 234.

gen, die selbst gesehen und gehört, was sie berichteten, oder mit dem Märtyrer im Gefängnis seine Leiden geteilt hatten, machten ihre Aussagen. Auch der Erzbischof von Goa und der Bischof von Cochin verhörten eine Reihe von Indiern und Portugiesen, die mit dem Seligen auf seinen Reisen nach Indien, in Goa und anderswo bekannt geworden waren. Der Kardinalvikar von Rom beschied den P. Johannes da Costa, der 1699 als Prokurator nach Rom kam, zu sich und nahm von ihm die Aussagen über das Leben und den Martertod seines Freundes entgegen. Alle diese Zeugenaussagen wurden an die Ritenkongregation übermittelt. Sie bekundeten zur Genüge, daß der Ruf der Heiligkeit des Paters begründet, und daß es allgemeine Überzeugung war, er sei als Märtyrer für den Glauben gestorben. Nunmehr handelte es sich um die eigentliche Eröffnung des apostolischen Prozesses. Von verschiedenen Seiten gingen Briefe an den Heiligen Vater in Rom mit der dringenden Bitte, zur Seligsprechung zu schreiten.

Der Bischof von Meliapur, P. Lainez, den wir als Freund und Mitarbeiter des Seligen kennenlernten, schrieb am 22. Februar 1713 an den Heiligen Vater: „Die Kirche Indiens bedarf des Schutzes der triumphierenden Kirche, um sich inmitten der Verfolgungen, die der blinde Haß der Heiden immer aufs neue entfacht, aufrecht zu erhalten; besonders jene müssen ihr beistehen, die auf Erden ihre Lehrer im Glauben waren. In meiner Diözese hat sich das Andenken an die Tugenden des ehrwürdigen Johannes de Britto lebendig erhalten. Die mir anvertraute Diözese hält ihn als einen glorreichen Märtyrer Jesu Christi hoch in Ehren. Sein Eifer in der Verkündigung des Evangeliums, seine Wanderungen, die Mühen, denen er für seine

Christen sich unterzog, die zahllosen Bekehrungen, die er unter den Heiden bewirkte, erregten dergestalt den Haß der Brahminen gegen ihn, daß sie ihn ins Gefängnis werfen ließen. Aus Glaubenshaß verurteilte ihn der König zum Tod und ließ ihn enthaupten. Alle unsere Christen sind überzeugt, daß er für den Glauben sein Leben hingegeben hat. Sie ehren ihn seit dem Tage, da er den Tod erlitt, als Märtyrer. Mehr noch, um die Überreste des Kämpfers Christi nicht in die Hände der Heiden fallen zu lassen, wagten einige Christen mit Lebensgefahr, sie während der Nacht an sich zu bringen. Sie übergaben dieselben mir, damit ich sie als ein kostbares Gut bis zu dem Tag aufbewahrte, da der Heilige Stuhl dem Märtyrer öffentliche Verehrung zugestehen würde. . . . P. de Britto kann sowohl unter die Zahl der Märtyrer als der Bekenner eingereiht werden. . . . Eins noch möchte ich Eurer Heiligkeit versichern, daß der Ruf seines heiligen Lebens und seines Martertodes infolge der zahlreichen Wunder, die Gott auf seine Fürbitte wirkt, weiter und weiter dringt. Die Christen dieser großen Gebiete vereinigen sich in dem Wunsch, daß Eure Heiligkeit den ehrwürdigen Johannes de Britto feierlich unter die Zahl der heiligen Märtyrer aufnehmen wolle, ihn, der sein Blut für das Bekenntnis des katholischen Glaubens vergossen und sich so um die Kirche in Madura und auf dem ganzen Erdkreis verdient gemacht hat. Meine Christen haben mich beauftragt, ihr sehnliches Verlangen Eurer Heiligkeit kundzutun; als ihr Hirt und als Freund und Mitarbeiter des ehrwürdigen Märtyrers vereinige ich meine Bitte mit der ihrigen, dem großen Missionär und Märtyrer öffentliche Verehrung als Seligen der Kirche zuzugestehen. Ehedem war ich als einfacher Missionär in

Madura tätig. Ich habe jahrelang diese Mission durchwandert, mehr als einmal Gefangenschaft, Ketten und andere Leiden zur Ehre unseres heiligen Glaubens erlitten. Ich darf wohl hoffen, Eure Heiligkeit werde meine und meiner Herde Bitten nicht verschmähen."

Der Erzbischof von Braga, ein Jugendfreund des Seligen, schrieb am 7. Dezember 1713 nach Rom: „Ich habe Johannes de Britto von seiner ersten Kindheit an gekannt; wir waren zusammen am Königshof als Edelknaben des Don Pedro, meines jetzigen Königs und Herrn. Schon damals bewunderten wir seine engelreine Unschuld; in allem, was er tat, zeigte er große Reife und Vollkommenheit."

Wieder aus Indien schreibt der Erzbischof von Cranganor: „Alle Länder des östlichen Indiens feiern den Namen des ehrwürdigen Johannes de Britto und das Martyrium, das er vor einigen Jahren auf Befehl des Königs von Marava für das Bekenntnis des katholischen Glaubens erduldet hat. Jeden Tag steigt der Ruf seiner Tugenden und der Wunder, mit denen Gott die Verdienste seines Dieners besiegelt und belohnt. Zahlreiche Zeugen bestätigen, daß der Diener Gottes, Johannes de Britto, das Evangelium im Reich Marava mutvoll verkündigt, eine Menge von Ungläubigen dem Götzendienst abwendig gemacht und durch das Bad der Wiedergeburt der Kirche einverleibt hat; sie bezeugen, daß er sich dadurch den Haß der Brahminen und des Königs zugezogen, daß der König ihn ins Gefängnis geworfen, mit Unbilden und Martern überhäuft und zuletzt ihm das Haupt, die Hände und Füße hat abhauen lassen. Es ist durch ihre Aussagen erwiesen, daß der Pater vor der Vollstreckung des Todesurteils zweimal gedrängt wurde, den Götzen zu opfern, daß er aber diese Zumutung mit

Entschiedenheit zurückwies. Er beharrte bis zum letzten Atemzug im Bekenntnis des Glaubens und ging freudig in den Tod.... Heilig war sein ganzes Leben; herrliche Tugenden zeichneten ihn aus: ein Seeleneifer, würdig eines Apostels; ein hochherziger Opfermut, der keiner Gefahr wich; eine Abtötung, die weit über das Gewöhnliche ging; eine Demut, die das Kreuz und die Verborgenheit des Missionslebens den Ehren des Königshofes vorzog; eine Gottesliebe, die das Leben zu opfern bereit war. Zahlreich sind auch die Wunder, mit denen Gott seinen Diener hier verherrlichte. Die einen erhielten durch seine Vermittlung das Augenlicht, das sie entweder gar nicht besessen oder verloren hatten; andere erlangten die Gesundheit, da sie schon dem Tode nahe waren; andere wurden im Glauben gestärkt durch die Erscheinung des Märtyrers. Selbst Heiden legten zu seiner Verherrlichung Zeugnis ab und sagten aus, sie hätten während dreier aufeinanderfolgenden Nächte glänzende Flammen über dem Pfahl schweben gesehen, an dem sein Leichnam gehangen."

Andere Bischöfe sowie der König Johannes V. von Portugal und seine Gemahlin schlossen sich diesen Bittgesuchen an. Der Heilige Stuhl beschloß das Seligsprechungsverfahren zu eröffnen und beauftragte die Ritenkongregation, durch den Erzbischof von Cranganor und den Bischof von Meliapur eine allgemeine Untersuchung über das Leben, das Martyrium des Seligen und die Wunder, die durch ihn von Gott gewirkt seien, anzustellen. Zugleich mußte dargetan werden, daß ihm keine „öffentliche Verehrung" zuteil geworden sei. Die Berichte, die aus Indien einliefen, waren befriedigend. Es erübrigte noch eine eingehende Zeugenvernehmung über das Martertum und einige Wunder.

Alles wurde in rechter Weise erledigt. Man hatte in der Ritenkongregation gefragt, ob nicht die Beobachtung der sog. malabarischen Gebräuche von seiten des Paters einer Seligsprechung im Wege stände. Unter diesen verstand man gewisse Gebräuche, die die Missionäre der Maduramission den Neuchristen gestatteten und denen sie selbst sich anbequemten, bestimmte Waschungen, das Tragen bestimmter Abzeichen, bestimmte Zeremonien, die leicht für abergläubisch oder götzendienerisch gehalten werden konnten. Die Kongregation beriet die Frage eingehend unter dem Beisein des Papstes Benedikt XIV. und kam zu dem Entscheid, die Anbequemung an die Beobachtung dieser Gebräuche stände der Seligsprechung nicht entgegen; Johannes de Britto habe sie beobachtet, nicht, wie die Heiden, aus abergläubischer Absicht; sie hätten für ihn nur rein bürgerlichen Charakter gehabt.

Im Jahre 1741 waren die vorbereitenden Schritte soweit getan, daß es sich nur noch um die Erklärung der Kongregation über das Martyrium und über die Wunder handelte. Da kam ein mächtiges Hindernis in den Weg: die Verfolgung und Aufhebung des Ordens, dem der Selige angehört hatte. Der Abschluß des Seligsprechungsprozesses wurde auf günstigere Zeiten vertagt. Mehr als 100 Jahre später nahm man unter Pius IX. die Sache wieder auf (8. April 1851). Im September desselben Jahres erklärte die Ritenkongregation in Gegenwart des Papstes, daß das Martertum, dessen Ursache und die vom Seligen gewirkten Wunder außer Zweifel ständen. Nun kam die letzte Frage: ob man, wie die Sache liege, zur Seligsprechung schreiten könne. Diese Frage sollte am 17. Februar 1852 entschieden werden. An diesem Tage begab sich der Papst in die Kapelle des Collegium Romanum, betete dort lange vor dem aus-

gesetzten Sakrament und ging dann in den großen Saal des Kollegs, wo er auf einem Thron Platz nahm, umgeben von den Prälaten seines Hofes, von den Obern der Gesellschaft Jesu und manchen andern. Der Prosekretär der Ritenkongregation verlas das Dekret, in dem der Papst erklärte und feierlich verkündete, man könne mit Sicherheit zur Seligsprechung schreiten. Es solle ein apostolisches Schreiben in Form eines Breve ausgefertigt und die Seligsprechung später in der Basilika des hl. Petrus feierlich begangen werden. Diese Feier verschob sich bis zum folgenden Jahre. Erst am 21. August 1853 konnte sie stattfinden. Der St. Petersdom war aufs festlichste geschmückt; Scharen von Gläubigen füllten das große Gotteshaus. Als die Kardinäle und die Mitglieder der Ritenkongregation Platz genommen hatten, wurde das Breve der Seligsprechung öffentlich verlesen; dann folgte ein feierliches Tedeum und ein Hochamt zu Ehren des Seligen. Am Nachmittag kam Se. Heiligkeit Papst Pius von seinem Quirinalpalast nach St. Peter, um dem Seliggesprochenen seine Huldigung zu erweisen. Bei dieser Gelegenheit war die Menschenmenge, die sich herandrängte, noch größer als am Morgen. Der Papst kniete zu längerem Gebet nieder und nahm dann den Dank des Generals der Gesellschaft Jesu entgegen [1].

In der Hauptstadt der Mission von Madura, wo seit dem Jahre 1838 wieder Ordensbrüder des seligen Johannes de Britto arbeiteten, feierte man die Seligsprechung des großen Märtyrers in besonderer Weise zu Anfang des Jahres 1854. Am 25. Januar begann in der Domkirche von Tritschinopoli eine neuntägige Andacht als Vorbereitung

[1] Civiltà cattolica 1853, 580.

zum Festtag selber. Eine Fahne mit dem Bild des Seligen wehte von einem hohen Mast vor der Kirche. In der Kirche stand auf dem Chor an einem erhöhten Platz eine Statue, die Johannes als Sieger darstellte, mit einer Palme in der Hand. Jeden Abend durchzog ein Musikkorps die Straßen der Stadt, um alle auf die Andacht aufmerksam zu machen und zum Besuche einzuladen. An jedem Tag der Novene wurde der Rosenkranz gebetet; daran schloß sich die Lesung eines Abschnittes aus dem Leben des Seligen und die Predigt. Der Segen mit dem Allerheiligsten beendete die Andacht. Für den Festtag, den 4. Februar, legte die Kirche den schönsten Schmuck an. Über dem Altar prangte ein mächtiges Bild, das die ganze Breite des Chores einnahm; es stellte drei Szenen dar: Johannes, wie er predigte, taufte und den Martertod erlitt. Am Vorabend des Festes war feierliche Vesper, danach reichte der Bischof den Gläubigen eine Reliquie des Seligen zum Kuß dar. Früh schon drängten sich die Scharen der Gläubigen am Festtag, einem Samstag, zur Kathedrale zum Empfang der heiligen Kommunion und zum Pontifikalamt. Einer der ältesten Missionäre, P. Méhay, war von Negapatam gekommen, um die Festpredigt zu Ehren des Seligen in der Tamilsprache zu halten. Am Abend spielte sich auf dem weiten Platz um die Kirche eine Saprامprozession ab. (Sapram sind eigentlich die Wagen, auf denen die Heiden ihre Götzenbilder in Prozession durch die Straßen fahren.) Die Bilder des hl. Michael, der Mutter Gottes und des seligen de Britto wurden auf prächtig geschmückten Tragbahren mit Gesang, Musik und Feuerwerk umhergetragen. Hin und wieder trat Stille ein, wenn nämlich ein Katechist mit lauter Stimme Gebete an den Seligen richtete. Am Sonntag und Montag war abends

nach dem Segen eine theatralische Aufführung. Das Leben des Gottesmannes wurde in verschiedenen Szenen von der Kindheit bis zum Tode vorgeführt.

Es sah in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an vielen Orten der Maduramission sehr traurig aus. Die wenigen eingebornen Priester hatten die alten Jesuitenmissionäre nicht ersetzen können. Das katholische Volk versank in Unwissenheit; manche fielen ins Heidentum zurück, andere wandten sich protestantischen Sekten zu. Die meisten eingebornen Priester wollten die von der Propaganda geschickten Apostolischen Vikare nicht anerkennen und erklärten sich offen gegen sie und gegen den Apostolischen Stuhl. Oriur, der Ort des Martyriums unseres Seligen, stand unter einem unbotmäßigen Priester. Es kamen noch Wallfahrer zum Märtyrerhügel, aber, wie ein Missionär, der in Ramnad, dem alten Ramanadburam, lebte, sagt, diese Pilger gingen in ihren abergläubischen Gebräuchen fast so weit wie die Heiden. Bessere Zeiten kamen, als Papst Leo XIII. im Jahre 1886 die Hierarchie einführte und durch spätere Verordnungen 1892 die Grenzen der neuen Diözesen genau bestimmte. Oriur wurde zur Diözese von Meliapur geschlagen. Bald sah es eine schöne, neue Kirche erstehen[1].

Die alte Mission von Madura, die jetzt in die Erzdiözese Pondichery und die Diözesen von Tritschinopoli, Kumba-

---

[1] 1734 ließ der damalige König von Marava eine Kirche zu Oriur bauen: er stellte freigebig Steine und Holz zur Verfügung; sie wurde der Mutter Gottes geweiht. Als sie baufällig geworden, errichtete P. Rossi 1770 über dem Platz, wo Johannes enthauptet wurde, eine Rundkirche, an die später ein Schiff angebaut wurde. 1895 wurde die neue Kirche vollendet; sie steht wieder auf dem Platz des Martyriums.

konam und Meliapur geteilt ist, blüht und gedeiht aufs herrlichste. Die Zahl der Christen in dem Gebiet der früheren Mission ist auf über 500 000 angewachsen, in Marava auf über 60 000.

Immer noch übt der selige de Britto unter den Christen seines teuren Marava sein Fürbitteramt. Ein Missionär schreibt aus Ramnad, der früheren Hauptstadt Maravas, wo der Selige gefangengehalten und zum Tode verurteilt wurde: „Mein Vorgänger auf diesem Arbeitsfeld, Johannes de Britto, zeigt noch immer den Kindern seiner Christen seine Macht.“ Er führt dann einige augenscheinliche Gebetserhörungen auf, von denen er selbst Zeuge gewesen oder die er von Augenzeugen vernommen hat.

Nahe bei der Kirche von Ramnad, so erzählt er, ist ein 6—7 m tiefer Brunnen, der früher gutes Wasser hatte, nun aber seit Jahren ausgetrocknet ist. Pragassi, das neunjährige Töchterlein des Katechisten, stürzte in den Brunnen. Voll Schrecken kommt der Vater weinend herangelaufen. Er ruft den seligen Johannes (Arulananda Nader in der Tamilsprache genannt) mit Vertrauen an: man holt das Kind herauf, es ist unverletzt. Der Katechist ist überzeugt, daß er das Leben seines Kindes dem Seligen verdankt.

Bei den Indern gilt reicher Kindersegen als größtes Glück, Kinderlosigkeit dagegen als Unglück und Schande. In Kilakarai, einige Wegstunden von Ramnad, lebten zwei Frauen, die kinderlos waren; schon 15 Jahre hatten sie gebetet, aber umsonst. Es kam ihnen der Gedanke, nach Ramnad zu pilgern und dort dem seligen de Britto ihr Anliegen vorzutragen. Sie beteten in der Kirche von Ramnad und machten das Gelübde, eine Lampe aus Kupfer und einige Krüge Öl an die Kirche zu schenken, falls sie Erhörung

fänden. Der Selige belohnte ihr Vertrauen. Im Jahre darauf kamen beide am Fest des Apostelfürsten nach Kilakarai, opferten ihre Gaben und zeigten freudestrahlend dem Priester die Kleinen, die sie der Fürbitte des Seligen verdankten. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da.

Eine in Marava sehr verbreitete Krankheit ist die Fallsucht, und zwar treten die Anfälle oft mit außerordentlicher Heftigkeit auf. Die Heiden schreiben die Krankheit nicht natürlichen Ursachen zu, sondern sehen darin eine Einwirkung des Teufels.

Der Missionär von Ramnad hatte einen Knaben als Diener angenommen, der sehr geweckt und brav war und alles zur vollen Zufriedenheit seines Herrn besorgte. Sein Vater war gestorben, seine Mutter hatte die Kinder verlassen, war wieder Heidin geworden und hatte einen Heiden geheiratet. Der Junge litt an der Fallsucht. Eines Tages hatte er einen Anfall der schlimmsten Art. Weinend kam er am Tag nachher zum Missionär und sagte: „Jetzt bin ich verloren; wer wird sich meiner noch annehmen?" Der Missionär tröstete ihn und versprach ihm, er werde immer für ihn sorgen. Allwöchentlich wiederholten sich die Anfälle, heftiger als zuvor. Nun wandte man sich an den seligen de Britto. Gelübde und Novenen wurden gemacht. Zuerst erneuerten sich die Anfälle noch, aber sie waren nicht mehr so heftig, auch wurden sie seltener. Dann hörten sie auf; die Heilung war vollkommen. Die Schwester des Jungen litt seit vielen Jahren an derselben Krankheit. Ermuntert durch die Gesundung ihres Bruders machte sie ein Gelübde zu unserem Seligen. Auch sie wurde erhört. So wirkt der Apostel mit unveränderter Liebe weiter zum Heile seiner Kinder in Indien.

Uns allen „möge der große Selige, der im Glanze jungfräulicher Unschuld, in der Glorie heiliger Bekenner, mit der Siegespalme der Märtyrer, in der Herrlichkeit der Apostel erstrahlt, ein Vorbild sein, das wir, jeder in seinem Kreise, nachahmen im Kampf, im Sieg, im Triumph"[1].

Auf eines besonders weist uns die Kirche und ihr großes Oberhaupt Pius IX. hin. In der Oration der Festmesse des Seligen heißt es: „O Gott, du hast deinen seligen Märtyrer Johannes zur Ausbreitung des katholischen Glaubens in Indien mit unbezwinglicher Standhaftigkeit gekräftigt, verleihe uns durch seine Verdienste und Fürbitte die Gnade, daß wir, die wir das Gedächtnis seines Triumphes feiern, das Beispiel seines Glaubens nachahmen."

In dem Seligsprechungsbreve vom 18. Mai 1852 sagt Papst Pius IX.: „Damit die Gläubigen in diesen schweren Zeiten ein neues Vorbild christlichen Starkmuts haben, erteilen Wir die Erlaubnis, daß der Diener Gottes Johannes de Britto als Seliger verehrt werde." Glaubenstreue und Starkmut im Bekenntnis des heiligen Glaubens tut in unsern Tagen, die schwerer sind als die des verflossenen Jahrhunderts, vor allem not. Das Beispiel des glaubenstreuen und starkmütigen Helden leuchte uns voran und ermutige uns in den großen Kämpfen unserer Zeit.

---

[1] G. Patiß S. J., Festpredigten III (Innsbruck 1882) 426.



Karte der Madura-Mission zur Zeit des sel. Johannes de Britto.

Das ·—·—· umzeichnete Gebiet wurde 1686 abgetrennt und zur anstoßenden Mission von Maissur geschlagen. In der Nebenkarte oben links ist die alte Madura-Mission durch Schraffur hervorgehoben.

Register.